Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 24 – 17. Juni 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Kultur des Verdachts

Nichts prägte die öffentliche Diskussion im Deutschland der vergangenen Jahrzehnte so sehr wie die Frage nach dem korrekten Umgang mit der NS-Geschichte. Die „Instrumentalisierung des Holocaust zu aktuellen Zwecken", die der Schriftsteller Martin Walser in seiner weltweit beachteten Rede von 1998 beklagte, also der Mißbrauch der NS-Verbrechen zur Diffamierung Andersdenkender, war zur berüchtigten Allzweckwaffe in der deutschen Debattenkultur gereift.

Einen Höhepunkt dieser „Instrumentalisierung" stellte der sogenannte „Historikerstreit" dar, der vor genau 20 Jahren entbrannte. Der Geschichtswissenschaftler Ernst Nolte hatte es gewagt, Zusammenhänge zwischen dem roten Terror Stalins und dem braunen Hitlers zu benennen. Das rief den linken Philosophen Jürgen Habermas auf den Plan, der daraufhin verbissen versuchte, Nolte in die Ecke der „Holocaust-Relativierer" zu schieben und den Historiker wie alle seine Mitstreiter zu stigmatisieren.

Vor 20 Jahren begann der »Historikerstreit«

Lange Zeit prägten danach die Habermas'schen Dogmen die Atmosphäre im Land. „Politische Korrektheit" legte sich wie Mehltau über alle Diskussionen, eine Kultur des Verdachts und der andauernden Anklage an die Deutschen drohten Freigeist und Zuversicht zu ersticken. Erst seit einigen Jahren scheint wieder Luft durchs Land zu ziehen, scheint die Macht von Habermas und den Seinen zu brechen.

Über Protagonisten und Opfer, die wirklichen und die nur vorgeschobenen Streitpunkte des „Historikerstreits" und über seine Folgen bis in unsere Zeit lesen Sie auf Seite 4. *H.H.*



Aufwendige Untersuchungen gehen ins Geld: Bekommen alle Patienten nach der geplanten Gesundheitsreform noch alle Leistungen, die sie brauchen? Die Politiker arbeiten an einem Katalog von Zuzahlungen.

Foto: Visum

Bittere Pillen

Gesundheitsreform: Was »Patient Deutschland« noch alles schlucken muß

Von HANS-J. MAHLITZ

Kopfpauschale? Bürgerversicherung? Alles Makulatur, Deutschlands Großkoalitionäre haben den „Dritten Weg" entdeckt. Er heißt „Gesundheitsfonds" und soll dem Wählervolk suggerieren, die Gesundheitsreformer von Union und SPD hätten nun endlich die richtige Medizin gefunden.

Was bedeutet dieses Modell, so es denn kommt, für den Versicherten? Er zahlt weiterhin einkommensabhängige Beiträge, aber nicht mehr direkt an seine Krankenkasse, sondern in einen staatlich organisierten Fonds. Auch der Arbeitgeber zahlt seinen Anteil in diese Sammelkasse. Die gesetzlichen Krankenkassen erhalten daraus für jeden Patienten einen Einheitsbetrag, vermutlich um die 170 Euro. Da dies aber wohl doch zu einfach wäre, macht man es etwas komplizierter: je nach alters- oder gesundheitsbedingtem Risiko werden Zuschläge fällig, die „Einheitsbeträge" sind also doch nicht einheitlich.

Davon merkt der einzelne Bürger freilich nichts. Was er zu spüren bekommt: Da der Arbeitgeberanteil auf voraussichtlich sechs Prozent begrenzt werden soll, zugleich aber ein neuer Verwaltungsapparat für Berechnung, Erhebung und Verteilung eingerichtet – und finanziert – werden muß, werden die Beiträge steigen.

Blickt man aufs Detail, fällt auf, daß die Gesundheitsfonds-Vorstellungen völlig unausgegoren sind. Niemand hat eine klare Vorstellung, wer eigentlich künftig die Beiträge einziehen soll. Welche bürokratischen Dimensionen die neue Umverteilungsmaschinerie annehmen könnte, ist ebenfalls unbekannt; nur so viel ist gewiß: Zum Nulltarif geht das nicht. Der Streit quer durch die Koalitionsparteien geht aber eher darum, ob man den Bürgern das zusätzliche Geld direkt in Form höherer Beiträge oder indirekt durch höhere Steuern aus der Tasche zieht.

Heftig gestritten wird auch darüber, ob und wie man die Privatversicherten einbeziehen kann. Aus sozialdemokratischer Sicht waren sie schon immer beliebte Neidobjekte: Besserverdienende, bei denen was zu holen ist, nach dem Motto aus der sozialistischen Mottenkiste: „Wir machen die Armen reich, indem wir die Reichen arm machen." Daß dies noch nie funktioniert hat, kann einen strammen Sozi nicht irritieren.

Andererseits ist eine „Zweiklassenmedizin", also eine Bevorzugung von Privatpatienten, weder medizinisch noch moralisch vertretbar, allenfalls rein geschäftlich: Solange der Arzt für ein und dieselbe Leistung unterschiedliche Honorare bekommt, weiß er, wem er schneller einen Termin gibt und wem er was verschreibt.

Vorstellungen, wie sie neben SPD-Gesundheitspolitikern auch Baden-Württembergs Ministerpräsident Oettinger (CDU) vertritt, würden längerfristig das Ende der privaten Krankenversicherung bedeuten. Auch damit würde das System insgesamt komplizierter und teurer. Um zum Beispiel bei Selbständigen das sozialversicherungspflichtige Einkommen zu erkunden, bräuchte man ein Beitragsbemessungssystem, das es mit unserem total überfrachteten Steuersystem locker aufnehmen kann. So wird die Reform-Medizin zur bitteren Pille – nicht immer besser, aber immer teurer.

KLAUS D. VOSS:

Abpfiff

So ist es immer im Leben, der erste Eindruck entscheidet. Die Deutschen haben mit dem Auftakt der Fußball-Weltmeisterschaft sich als glänzende Gastgeber präsentiert, zuverlässig, weltoffen und sogar mit einer unerwarteten Doppelportion Charme.

Obwohl man leider immer damit rechnen muß, daß während eines Vier-Wochen-Turniers die brisante Mischung aus Alkohol und Hitzköpfen einmal zündet – die Welt hat Deutschland in bester Freundschaft erlebt; das allein zählt.

Wie gut sich dieses farbenfrohe Bild von den düsteren Visionen der selbsternannten Deutschen Afrikaräte und ausgedienten Regierungssprecher abhebt, damit muß man sich nicht lange aufhalten. Viel wichtiger ist es, Organisationen dieser Art auf die Schliche zu kommen. Uwe-Karsten Heye, um beim ehemaligen Schröder-Sprecher zu bleiben, steht dem Verein „Aktion weltoffenes Deutschland" vor. Es ist ein Verein, dessen Spendenkonten austrocknen. Andere Organisationen hungern nach Staatszuschüssen für den vermeintlich entscheidenden „Kampf gegen rechts".

Die Erfinder von „No-go-areas" für dunkelhäutige WM-Gäste mögen dies für perfekte Spendenwerbung halten, die deutschen Fußball-Patrioten haben diese Partie längst abgepfiffen. Und sie haben ihr Pensum gut gelernt, nämlich die falschen Propheten von den richtigen zu unterscheiden.

Bleibt nur eine Warnung, deutlich auszusprechen an die Adresse der schokoladenschönen Brasilianer – dieses Mal sind wir dran.

Ein alter Bekannter wird neu entdeckt

Deutschland ist wieder angesagt – als Standort für Arbeitsplätze und Investitionen

Von SVERRE GUTSCHMIDT

Deutschland ist Europas bester Standort, titelte jüngst die „Welt" und überraschte mit Argumenten für ein Land, in dem sonst ständig von Arbeitsplatzverlagerung gen Osten die Rede ist. Doch Osteuropa und Asien ziehen tendenziell inzwischen weniger Arbeitsplätze von Deutschland ab. Der hiesige Markt wird für dauerhafte Investitionen immer attraktiver und das trotz großer Bürokratie und politisch kaum veränderten Bedingungen.

Wer bereits deutschlandweit produziert, bleibt, neue Investoren kommen. So verdient zwar „Mercedes" mit dem Verkauf von Luxusautos in Rußland mehr als hierzulande, den Wechsel auch nur von Teilen der Fertigung in das osteuropäische Land lehnt der Hersteller aber ab. Rechtsunsicherheit dort gegenüber Stabilität und seit Jahren nur mäßig steigenden Löhnen hier gaben für die Stuttgarter jetzt den Ausschlag. Auch „Volkswagen" zögerte lange mit einem nun doch geplanten Werk nahe Moskau. Umfragen unter Managern und Unternehmensführern zeigen eine sinkende Bereitschaft, ins Ausland abzuwandern oder vorwiegend dort zu expandieren.

Derzeit wollen laut Auskunft des Deutschen Industrie- und Handelskammertages Unternehmen sogar vermehrt Stellen in Deutschland schaffen. Wenn heimische Arbeitsplätze verlorengehen, so ist dies vor allem Folge fehlerhafter Managemententscheidungen. Auch dafür geben die Großkonzerne „Daimler-Chrysler" und „Volkswagen" sowie „Vodafone" ein lebhaftes Beispiel.

Allen Krisen zum Trotz steigt Deutschland in der Gunst international operierender Firmen. Weltweit Platz drei hinter den USA und Kanada in punkto Attraktivität ermittelte die Stuttgarter Wirtschaftsprüfgesellschaft „Ernst & Young". Deutschland hat demnach Polen und Indien wieder überholt. Neben wachsendem Optimismus, abgeleitet aus dem politischen Wechsel, sprechen harte Zahlen für wachsende Anziehungskraft. Die Arbeitskosten stiegen in Deutschland seit 2000 so gering wie in keinem anderen europäischen Land. Osteuropa einschließlich der aufstrebenden EU-Neumitglieder droht wegen hoher Lohnsteigerungsraten zur Durchgangsstation für Arbeitsplätze zu werden. Schon jetzt produzieren besonders kostenbewußte Firmen lieber gleich in asiatischen Ländern wie Vietnam. Die hochqualifizierten deutschen Arbeitsplätze solcher Unternehmen, beispielsweise Textilproduzenten, bleiben davon weitgehend unberührt. Die polnischen oder ungarischen Jeanswerke indessen sehen, besonders wenn die Aufholjagd ihrer Länder in Sachen Löhne und Kosten anhält, einer ungewissen Zukunft entgegen. Den höchsten Zuwachs an Investitionsprojekten deutscher Industrieunternehmen verzeichnet inzwischen die Ländergruppe „Asien ohne China". Die Verlagerung von Arbeit allein zur Kostenersparnis in die unmittelbaren östlichen Nachbarstaaten hat offenbar ihre natürlichen Grenzen erreicht.

Billig ist nicht alles. Qualifizierte deutsche Arbeitskräfte sind zudem immer günstiger zu haben. Stiegen die Arbeitskosten in Deutschland 2005 nur um 0,9 Prozent im Vergleich zum Vorjahr, waren es in Estland beachtliche 10,7, in Slowenien 6,4 und selbst in Polen 3,9 Prozent. Zudem sind die Lohnstückkosten in Deutschland weitgehend konstant, ist der Binnenmarkt aufgrund seiner Größe und wieder zunehmenden Stärke vergleichsweise anziehend für Auslandsinvestoren.

Das Institut der Deutschen Wirtschaft spricht gar von einem „überzeugenden Comeback" des Standorts. Das Kölner Institut sieht dafür erstens die florierende Weltwirtschaft, die gerade das deutsche verarbeitende Gewerbe nachfrage, zweitens die starke Nachfrage der Ölstaaten, die viel von ihrem Kapital in Deutschland anlegten, drittens den stabilen Euro-Wechselkurs gegenüber dem Dollar und viertens die hiesige moderate Kostenentwicklung verantwortlich.

Diese Vorteile gepaart mit der neuen Bescheidenheit steigern die internationale Wettbewerbsfähigkeit – laut Umfrage des Instituts unter 2000 deutschen Unternehmen blicken fast alle Branchen positiv in die Zukunft.

DIESE WOCHE

»Vor Reisen nach Deutschland sei gewarnt«

Masernepidemie in Nordrhein-Westfalen – Behörden geben sich unschuldig

Von Klaus D. Voss

An Bord der SK 0647 von Kopenhagen nach Hamburg: Beim Anflug zur Landung werden die Reisenden vom Kabinenpersonal gewarnt: „Geben sie keinem Deutschen die Hand, wegen der Infektionsgefahr.“ Ob die Maschinen aus Skandinavien kommen, aus New York oder Chicago, die Fluglinien wissen, was sie der Sicherheit ihrer Passagiere schuldig sind. Sie informieren in Abstimmung mit den Regierungen der Herkunftsstaaten über die Masern-Epidemie in Deutschland.

Es ist ein paradoxes Bild. Während die Gesundheitsministerien in Deutschland sich so verhalten, als seien die Massenerkrankungen mit Schwerpunkt in Nordrhein-Westfalen reine Privatsache, reagieren die Gesundheitsbehörden anderer Staaten mit Reisewarnungen sehr energisch. Besucher der Fußball-WM in Deutschland sollten sich vor der Abreise auf jeden Fall impfen lassen, warnten französische Behörden. Die Panamerikanische Gesundheitsorganisation PAHO, eine Sektion der Weltgesundheitsorganisation WHO, ermahnte „alle Einwohner Amerikas“ bei WM-Reisen zu besonderer Vorsicht, vor allem zum Impfschutz.

In Amerika sind die Masern inzwischen dank der Impfprogramme äußerst selten, quasi ausgerottet. Jetzt aber spielen sechs der acht Fußball-Mannschaften aus Nord-, Mittel- und Südamerika in den WM-Stadien Gelsenkirchen und Dortmund – mitten im Hauptinfektionsgebiet.

Die Lage dort ist dramatisch genug. Rund 1500 Menschen, vor allem Kinder, sind in den letzten 14 Wochen erkrankt, jeder fünfte Patient mußte ins Krankenhaus eingeliefert werden. Die Zeiten, in denen man Masern als „typische Kinderkrankheit“ auf die leichte Schulter genommen hat, sollten eigentlich vorbei sein. Doch Prävention, vor allem Schutzimpfungen, und seuchenhygienische Maßnahmen werden stark vernachlässigt.

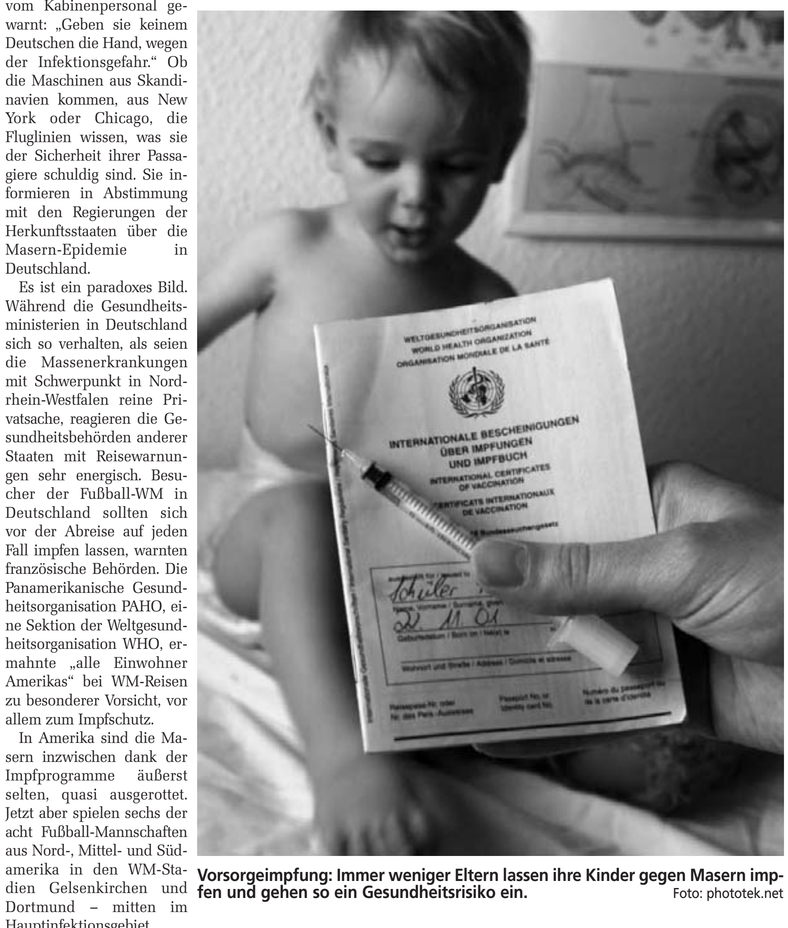
NRW-Gesundheitsminister Karl-Josef Laumann (CDU), in Rundfunkdiskussionen zur Rede gestellt, verwies immer wieder auf die Zuständigkeit der örtlichen Gesundheitsämter und empfahl, das sogenannte Impfmobil anzufordern. Das ist ein ausgedienter, umgebauter Linienbus, der als mobile Impfpraxis fungiert. Immerhin, ein Bus für 17 Millionen Menschen. Die Handhabe, an Masern erkrankte Kinder vom Schulbesuch fernzuhalten, verschaffte sich der Minister nicht. In den anderen, am Rande mitbetroffenen Bundesländern herrscht die gleiche Passivität. Da etwa an den Wettlauf der Minister um die Rolle als bester Retter des Abendlandes wie jüngst bei der Vogelgrippe zu denken, verbietet sich.

Die politische Führung blieb so untätig, daß „dies ein Fall für den Staatsanwalt“ sein müsse, entfuhr es Prof. Heinz-Josef Schmitt, dem Vorsitzenden der Ständigen Impfkommission am Robert-Koch-Institut (RKI). Hinter den Kulissen sorgte die Attacke Schmitts deutlich für Ärger; er habe sich nicht in offizieller Funktion, sondern nur als „Mainzer Professor“ geäußert, schob das RKI entschuldigend nach. Einen Tempowechsel in der Politik löste der Krach nicht aus.

Schmitts Position wird von fast allen Kinderärzten und Infektiologen geteilt. Masern gelten heute als gefährliche Infektionskrankheit, in deren Verlauf immer wieder erhebliche Komplikationen auftreten – darunter auch die gefürchtete Masern-Gehirnhautentzündung. Infizierte Säuglinge haben nur eine geringe Chance, mit dem Leben davonzukommen. Bei älteren Kindern sind die Prognosen besser. Bei Masern-Infektionen können Nebenerkrankungen zu bleibenden Schäden führen, in der Lunge, am Gehör oder am Zentralen Nervensystem.

Auch wenn es in einem ganz geringen Umfang zu Impfschäden kommen kann, die medizinischen Fachleute fordern energische Schritte, um die vorherrschende Nachlässigkeit gegenüber dem Impfschutz aufzuheben – am besten per gesetzlicher Impflicht. Komme es jetzt dazu, so meint Jan Leidel vom Kölner Gesundheitsamt, dann hätte die Masernepidemie wenigstens indirekt etwas Gutes bewirkt.

Auf welche Hilfe aus der Politik er und seine Kollegen bauen können, bleibt offen. Die Prognose sieht düster aus. Obwohl sich alle Mitgliedsländer der Weltgesundheitsorganisation dem Ziel verpflichtet haben, die Masernviren bis 2010 weltweit auszurotten, sieht die Praxis völlig anders aus. Gestützt auf Zahlen aus dem Jahr 2002 beklagen Fachleute, daß nur jedes dritte Kind in Nordrhein-Westfalen ausreichend geschützt ist. Die schlechte Folge: In Deutschland kursieren die Masernviren ständig. Eine Epidemie wie jetzt in Nordrhein-Westfalen kann jederzeit erneut ausbrechen.



Vorsorgeimpfung: Immer weniger Eltern lassen ihre Kinder gegen Masern impfen und gehen so ein Gesundheitsrisiko ein. Foto: phototek.net

Sinnlose Panikmache

Ein toter Bussard, gefunden im Landkreis Märkisch-Oderland – sorgsam formulierte Jens-Uwe Schade, Sprecher des Potsdamer Landwirtschaftsministeriums, seine Pressemitteilung zum 21. Vogelgrippe-Fall in Brandenburg. Der Mäusebussard trug das Virus H5N1 Typ Asia. Die Arbeit hätte sich Schade auch sparen können, denn Aufsehen in der Bevölkerung erregt die Vogelgrippe nicht mehr.

Selbst Bundeslandwirtschaftsminister Seehofer dürfte inzwischen wieder einen normalen Adrenalinspiegel haben. Als im Februar die ersten toten Schwäne auf Rügen gefunden worden waren, war ihm keine Maßnahme sicher genug. Seehofers Mediengalopp hätte die Rügener beinahe die Tourismus-Saison gekostet.

Es ist nicht die Art des Ministers, auf warnende Stimmen zu hören, jetzt aber liegen neue Fakten auf dem Tisch: Zug- und Wildvögel haben mit der Ausbreitung der Tierseuche Geflügelpest wenig zu

Zugvögel sind nicht die Überträger der Vogelgrippe

tun. Die Zugvögel, die im Herbst von Europa nach Afrika gezogen waren und jetzt wieder an ihre Brutplätze im Norden zurückgekehrt sind, waren nicht mit dem Vogelgrippe-Virus H5N1 infiziert.

„Derzeit ist die Zahl der Neufunde ziemlich gering, und das ist das Gegenteil von dem, was viele Leute erwartet hatten“, sagte Ward Hagemeijer, Spezialist für Vogelgrippe in der niederländischen Umweltschutzorganisation Wetlands.

Seine Einschätzung deckt sich mit den Auswertungen der führenden Wissenschaftler, die jetzt in Rom und Wien auf Einladung der Welternährungsorganisation FAO und der Weltorganisation für Tiergesundheit (OIE) beraten haben. Alle bisherigen Zwangsmaßnahmen stehen in Frage; einigermaßen sicher scheint nur zu sein, daß das Virus in allererster Linie durch den Geflügelhandel verbreitet wird – besonders dann, wenn illegale Machenschaften im Spiel sind oder die Tiere unter ungeeigneten Methoden gezüchtet werden.

In Frage gestellt sind durch die Erkenntnisse der Wissenschaftler Schutzmaßnahmen wie die staatlich verfügte Stallpflicht oder das massenweise Töten von Geflügel auf Verdacht. Inzwischen sind nach den Hochrechnungen der Forscher 200 Millionen Zuchttiere getötet worden. *vs*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Disziplin

Nicht nur der Bund, sondern auch die Bundesländer leben über ihre Verhältnisse. Allein Bayern sticht positiv hervor und wird voraussichtlich in diesem Jahr einen ausgeglichenen Haushalt haben. Mit einer Pro-Kopf-Verschuldung von 1851 Euro blieb Bayern im Jahr 2005 deutlich unter dem Niveau der übrigen Bundesländer (5678 Euro) und des Bundes (10526 Euro). Während Bayern durch strenge Ausgabendisziplin gegen alle Widerstände diesen Erfolg erzielte, versucht Berlin als Schuldenmacher Nr. 1 andere für sich zahlen zu lassen.

1.507.171.897.281 €

(eine Billion fünfhundertsieben Milliarden einhunderteinundsiebzig Millionen achthundertsiebenundneunzigtausend und zweihunderteinundachtzig)

Vorwoche: 1.505.893.122.359 €
Verschuldung pro Kopf: 18.268 €
Vorwoche: 18.253 €

(Stand: Dienstag, 13. Juni 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Stabwechsel bei der *PAZ*

Klaus D. Voss wird neuer Chefredakteur

Liebe Leser,

mit dieser Ausgabe übergebe ich den Stab an meinen Kollegen Klaus D. Voss. Damit endet meine Tätigkeit als kommissarischer Chefredakteur der *Preußischen Allgemeinen Zeitung*; zugleich beginnt mit diesen Zeilen meine Tätigkeit als freier Autor.

Der neue Chefredakteur kommt (wie ich) aus dem Tageszeitungsgeschäft; uns verbindet der – wenn auch zeitlich versetzte – Start ins Berufsleben beim „Bonner General-Anzeiger“.

Klaus D. Voss war danach als Politischer Redakteur bei den „Lübecker Nachrichten“, den „Stuttgarter Nachrichten“ sowie als Chef vom Dienst erneut bei den „Lübecker Nachrichten“ und später bei der „Rheinischen Post“ tätig.

Hinzu kamen in den letzten Jahren Aktivitäten als Verlagsberater und Geschäftsführer eines Presse-Providers.

Der 55jährige Journalist bringt nicht nur – gestützt auf eine humanistische Schulbildung und eine fundierte journalistische Ausbildung – ein hohes Maß an Professionalität und sogenannten Blattmacherqualitäten mit, sondern auch die Grundeinstellung, wie sie gefordert ist bei einer Zeitung, für die „Preußisch“ nicht nur Name, sondern Programm ist.

Seine Frau Doris bringt ostpreußische Wurzeln ein – sie stammt aus den Familien Apfelbaum und Jakobeit.

In der Zuversicht, daß die Geschicke der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* bei Klaus D. Voss in guten Händen liegen, verabschiede ich mich aus dem Amt des Chefredakteurs und danke Ihnen, liebe Leser, für die Unterstützung, die Sie mir in den vergangenen Jahren haben zuteil werden lassen – sei es als Lob und Zustimmung, sei es als konstruktive Kritik.

Hans-Jürgen Mahlitz


Neuer Chefredakteur bei der *Preußischen Allgemeinen Zeitung:* Klaus D. Voss. Foto: *PAZ*



Die Fußballweltmeisterschaft und die Freude daran ist selbstverständlich auch am Stammtisch im Deutschen Haus das alles beherrschende Thema. Doch ein Ärgernis kommt dabei auf: die Macher und die Berichterstatter muten den Deutschen eine schlimme sprachliche Englisch-Orgie zu. Als gelte es, jedem schwarz-rot-goldenen Gemeinschaftsgefühl politisch korrekt entgegen zu wirken, wird Englisch schwadroniert, bis es der großen Masse der Betrachter und Leser auf den Geist geht.

Bei den Spielern fängt es an: Wenn das Schulenglisch nicht ausreicht, muß gedolmetscht werden, die sportliche Leitung führt ihre „conference calls“ durch, und Klinsmanns E-Mails an die Spieler laufen unter dem Betreff: „Challenge 2006“. Das „ticketing“, der Kartenverkauf, hat die Kategorien „First come, first serve“, einen „Resale“ und den „Customer Self Service“. Die Fans sollen singen: „You never walk alone“, dabei tragen sie „Caps, Pants, und Lifestyle-shirts“. „Public Viewing“ gibt es überall, der „greenkeeper“ schafft fußballgerechten Rasen für die „goalgetter“, deren Ball hin und wieder auch im „off“ landet.

Der Schauspieler Peter Sodann brachte es schon vor der Weltmeisterschaft auf den Punkt, als er sagte: „Wissen Sie, diese dummen Amerikanismen, die sich inzwischen überall einschleichen, finde ich albern.“ Der Stammtisch meinte dazu, nunmehr schleiche sich das Englische nicht mehr nur ein, bei der WM sei es allgegenwärtig und erscheine fast als zweite Amtssprache.

Euer Michel

Staatsfeind

Von HARALD FOURIER

Auf den Rosa-Luxemburg-Tagen vergangenen Januar in der Berliner Humboldt-Uni: Oskar Lafontaine hatte gerade die eigenen Leute lauthals eingeschworen auf den richtigen Kurs. Nun kannte er kein Halten mehr, posierte wie Erich Honecker mit erhobener Faust und wetterte gegen Merkel und Müntefering.

Dann kam das Publikum zu Wort. Es sprach ein schüchterner älterer Herr in trachtenähnlichem Jäckchen, der trotz Mikrofon kaum zu hören war: „Lieber Oskar ...", begann er zu sprechen. Und listete dann einige sachliche Punkte der Kritik – insbesondere an der Politik des Berliner Senats – auf. Der Name des Redners: Peter Grottian.

Vor Peter Grottian muß wirklich niemand Angst haben. Der 64jährige Professor und bekennende Alt-68er ist die bekannteste Figur der globalisierungskritischen Linken in Berlin. Den Sparkurs des rot-roten Senats lehnt er ebenso empört ab wie die Privatisierung von Landeseigentum. Und wenn er die Macht dazu hätte, dann würde er wahrscheinlich auch die Deutsche Bank AG enteignen und die Lufthansa verstaatlichen. Hat er aber nicht.

Zu Grottians Anhängern gehören die absoluten Verlierer: Sozialhilfegruppen und Hartz-IV-Opfer, enttäuschte Gewerkschafter und unglückliche PDS-Abtrünnige auf WASG-Linie. Seine eigene Organisation heißt „Sozialforum". Ihr Bekanntheitsgrad ist niedrig. Weil niemand Grottian wirklich ernstnimmt.

Niemand, außer dem Verfassungsschutz. So ist jetzt herausgekommen, daß der Berliner Geheimdienst Grottian seit Jahren ausspitzelt. An welcher Straßenecke hat er sich mit Verdi-Leuten getroffen? Was schreibt er in seinen Rundschreiben an die „Freundinnen und Freunde"? Mit solchen Fragen hat sich der Verfassungsschutz laut „Spiegel" beschäftigt und sogar V-Leute auf Grottian angesetzt. Mit geheimdienstlichen Maßnahmen gegen Oppositionelle vorgehen – das hat Tradition. Und es ist auch kein Wunder, daß es in Berlin geschieht, wo die Linkspartei/PDS mitregiert. Die SED-Nachfolger stehen unter Druck, seit ihnen mit dem fusionsunwilligen Berliner WASG-Landesverband eine linke Konkurrenz für die Landtagswahlen im September erwachsen ist.

Kritiker könnten in der Causa Grottian eine weitere Bestätigung ihres Verdachts sehen, daß der Verfassungsschutz ein Mittel im Machterhaltungskampf der Parteien geworden ist. Der Fall Grottian ist die peinlichste Geheimdienstaffäre, seit herausgekommen ist, daß auch die NPD mit lauter Leuten des Verfassungsschutzes durchsetzt ist.

Punks in Schwarzrotgold

Die patriotische Begeisterung stößt in gänzlich unbekanntes Terrain vor



Vom Fußball-Fieber erfaßt: Selbst linke Anti-Nationalisten tragen es derzeit mit Fassung, daß überall auch die deutschen Farben leuchten wie hier im Berliner Sony-Center am Potsdamer Platz.

Foto: Ipon

Von MARKUS SCHLEUSENER

Björn und Sven sind extra aus Malmö angereist, um ihre Mannschaft anzufeuern. Einer von den beiden hat sogar eine Karte für das letzte Vorrundenspiel der schwedischen Nationalelf.

Jetzt sitzen die beiden im „Pfefferberg". In dem Berliner Biergarten werden alle Spiele live übertragen (Eigenwerbung: „Gefeiert wird in den Farben und Klängen aller qualifizierten Nationen"). Doch für die deutschen Multikulti-Arien haben die beiden kein Verständnis. „Nigger", brüllt einer der beiden, als ein schwedischer Spieler zum zweiten Mal von einem Spieler aus Trinidad und Tobago gefoult wird. Aus ihrer deutschen Umgebung raunt kein Wort des Protestes, niemand „zeigt Gesicht" und schreitet ein gegen die rassistische Entgleisung.

Erstaunlich: Björn und Sven sind nämlich von lauter Mitarbeitern und Freunden der linken Tageszeitung „taz" umgeben. Als Gast bei Freunden stoßen die beiden Schweden offenbar auf ein großes Maß an Toleranz.

Rückblende: Zum Eröffnungsspiel der deutschen Nationalelf gegen Costa Rica begibt sich der Altlinke Hans-Christian Ströbele ins „Lido", um im Kreise seiner Anhänger der deutschen Mannschaft zuzujubeln. „Das war so voll, daß wir erst gar nicht reingekommen sind", klagte Ströbele hinterher. In der Szenekneipe unweit der Warschauer Brücke wird vor einer Großbildleinwand ziemlich gedrängelt. Es sind typische Einwohner aus Kreuzberg: Alternative, Punker, viele Ausländer – vor allem Araber und Türken. Und: Alles ist in Schwarzrotgold gehüllt.

Es ist unmöglich dem Fahnenmeer zu entgehen. Private Pkw sind beflaggt, die offiziellen Polizeifahrzeuge trotz Verbots ebenso. Selbst türkische Dönerbuden nehmen mittels Fahne an der nationalen Euphorie der Deutschen teil. Selbst in den Teilen Neuköllns oder Kreuzbergs, in denen keine deutschen Einwohner mehr vermutet wurden, haben Bewohner ihre deutsche Flagge aus dem Fenster gehängt.

Nicht viel anders ist die Lage im Prenzlauer Berg. Im Biergarten „Pfefferberg", in den es später die beiden Jungs aus Malmö verschlagen sollte, feiert die linksalternative „taz" mit dem staatlichen Propagandasender „Radio Multikulti" und zahlreichen treuen Lesern und Hörern den WM-Auftakt.

Der Eintritt in den Biergarten, in dem unter schattigen Bäumen eine Großbildleinwand steht, ist kostenlos. Auch hier ist es während des Münchner Eröffnungsspiels brechend voll. Um drei Uhr – drei Stunden vor Anpfiff! – ist bereits die Hälfte der Sitzplätze vergeben.

Im „Pfefferberg" sammeln sich eigentlich die wenigen Anhänger Costa Ricas. Trotzdem dominiert auch hier Schwarzrotgold. Um Sechs riegelt die Polizei alles ab. Die Wartenden werden aufgefordert zur Kulturbrauerei weiterzuziehen. Überhaupt Polizei: Sie ist so massenhaft im Stadtgebiet präsent wie sonst höchstens bei Großdemos am 1. Mai.

Der nächste Morgen nach der Eröffnung gehörte noch einmal den Überresten der „Nie-wieder-Deutschland"-Fraktion. Die vom Streit mit der WASG gebeutelte Berliner PDS/Linkspartei stellt ihre Kandidaten auf. Harald Wolf wird mit 86 Prozent zum Spitzenkandidaten gekürt.

Der CDU-Wirtschaftsrat hatte seine Jahrestagung wegen der WM vom 17. auf den 1. Juni vorverlegt, Bürgermeister Klaus Wowereit und Herausforderer Friedbert Pflüger veröffentlichen keine politischen Termine mehr, sondern nur noch wann und wo sie welches Spiel verfolgen wollen. Nur die Linkspartei ignoriert das Fußballfest, so gut es eben geht. Nach dem Parteitag setzt Lafontaine seine Werbetour bei der Parteijugend „Solid" fort. An der Humboldtuniversität spricht er (vor einem für einen Jugendverband außerordentlich betagten) Publikum zum Thema „Was will die Linke?"

Am späten Nachmittag zurück im „Pfefferberg". Schweden gegen Trinidad und Tobago. Bei der „taz"-Party sind jetzt die Fans in Blaugelb eingetroffen. Die Schweden und ihre deutschen Freunde sitzen vor der Leinwand und müssen verfolgen, wie ihre überlegene Mannschaft unverdient torlos bleibt. Als dann auch noch der Spieler Christian Wilhelmsson schwer gefoult wird, sind die Skandinavier nicht mehr zu bremsen. Sie rasen vor Wut über die farbigen Spieler aus der Karibik.

Für dieses Foul endlich sieht der Spieler aus Trinidad und Tobago Rot. Die Schweden brüllen wüste Beschimpfungen, über die es im Kommentarteil der „taz" sonst heißen würde, es seinen „rassistische und menschenverachtende" Äußerungen. Einer der Skandinavier grunzt „Motherfucker", mehrmals. Die „taz"-Leute fanden offenbar nichts dabei.

Nach 200 Jahren auferstanden

»La Gazette de Berlin«: Wie zu Friedrichs Zeiten gibt es wieder eine französischsprachige Zeitung von der Spree

Von JEAN-PAUL PICAPER

Haben Sie die Genehmigung von Friedrich dem Großen eingeholt, den Titel weiterzuführen?". Frank Drauschke vom Historischen Forschungsinstitut Berlin (www.factsandfiles.com) hat gut lachen: der kurz nach der Krönung Friedrichs auf Wunsch des Monarchen gegründete Titel „La Gazette de Berlin" war seit zwei Jahrhunderten herrenlos.

Daraus macht jetzt eine Gruppe von schreibenden Franzosen und Deutschen aus Berlin eine Zeitung in französischer Sprache mit Beiträgen auf Deutsch, um die steigende Zahl der in Berlin wohnhaften Franzosen (25 000 französische Muttersprachler, davon weit über 10 000 Franzosen) und generell die Franzosen in Deutschland zu informieren. Sie sind häufig der deutschen Zunge nicht mächtig genug um zu lesen und zu hören, was in Deutschland los ist. Sie sollen sich doch hierzulande heimisch- und wohlfühlen.

Zur Zeit Friedrichs II. bestand Berlins Bevölkerung zu einem guten Viertel aus französischen Hugenotten und Friedrichs Bibliothek aus Büchern ausschließlich in französischer Sprache. Der Philosoph von „Sanssouci" gab sich als Freund des freien Informationsflusses. Doch das ab 1740 erscheinende „Journal de Berlin" und die ab 1743 zweimal pro Woche gedruckte „Gazette de Berlin" hatten gelegentlich Probleme mit der Staatsräson.

Frank Drauschke war gut beraten, den Titel aus der historischen Versenkung herauszufischen. Allerdings verschweigen die Gründer der neuen „Gazette", daß es bereits über drei Jahrzehnte lang bis Ende 1990 eine „Gazette de Berlin" gegeben hatte. Sie wurde von der Pressestelle der Französischen Militärregierung in Berlin hergestellt und in vielen Tausend Exemplaren unter den Militärs und Diplomaten der französischen Schutzmacht und ihren Familien vertrieben. Der Autor dieses Beitrages hat selbst darin geschrieben, als er seine Wehrpflicht in Berlin absolvierte.

Es liegt einem fern, der sympathischen Redaktionsmannschaft der – also dritten und nicht zweiten – Neuauflage der „Gazette de Berlin" daraus einen Vorwurf zu machen. Ganz im Gegenteil sollte man es begrüßen, wenn jemand an die fast 40jährige Tradition des ehemaligen französischen Sektors von Berlin anknüpft, die leider von den heutigen in Berlin amtierenden Franzosen sträflich vernachlässigt wird. Daher wäre es zu wünschen, daß die neue „Gazette" sich der noch verbleibenden französischen Schule „Collège Voltaire" und der deutschen Schwesteranstalt „Romain-Rolland-Gymnasium" in der Cité Foch in Berlin-Reinickendorf noch stärker zuwendet.

Man muß den Mut von Régis Présent-Griot loben, eine kostenlose Zeitung mit Niveau zu gründen. Seit dem 1. Juni präsentiert sich diese neue Pflanze im Berliner Blätterwald als eine Mischung aus Wirtschaftsblatt, Kulturzeitschrift und Stadtmagazin und erscheint in Zweiwochenrythmus. Das 16seitige Blatt enthält auch Berichte von Korrespondenten aus München, Hamburg und Frankfurt, bald auch aus dem Rheinland, ein Dossier zu einem aktuellen Thema, diesmal natürlich die Fußball-WM, und einen separaten Kulturkalender, worüber sich die Deutschlandfranzosen freuen werden, denn sie erfuhren bisher nicht immer, wo „in Berlin Musike ist".

Die vom Leiter der Sportrubrik Philippe Dihalleau zusammengetragenen Informationen über die WM werden Jung und Alt unter den Berlin-Franzosen helfen, sich in diesen hektischen Wochen zurechtzufinden. Kulturchefin Céline Robinet, Schriftstellerin und Autorin eines Romans mit dem seltsamen Titel „Sie dürfen schlechter Laune sein, aber Sie müssen die anderen davor warnen", definiert ihrerseits sehr richtig den deutschen Humor als ein „Lachen trotzdem" und das französische dagegen als ein „Lachen deshalb". Daher manche Mißverständnisse ... Schade nur, daß sie wie viele französische Medien die WM in Berlin etwas einseitig unter dem Gesichtspunkt der importierten Prostitution darstellt. Eine französische Zwangsvorstellung? Schade auch, daß Tina Gadow ihren informativen und erfrischenden Beitrag über die französische Bereicherung der deutschen Sprache „Dit is Berlin" betitelt, denn für „das" sagt der Berliner nach Einschätzung des Autors dieser Zeilen doch „det"?

Abgesehen von klitzekleinen „Imperfektionen", um Französisch zu parlieren, wirkt diese erste Ausgabe unter der Leitung der charmanten Chefredakteurin Dorothée Fraleux handlich, übersichtlich, lebhaft und bunt, kurzum: recht professionell. Fraleux hat bereits vielfältige journalistische Erfahrungen als Redakteurin der Internet-Tageszeitung der Auslandsfranzosen „Le Petit Journal" (dorothee.fraleux@lepetitjournal.com) gesammelt. Wer die „Gazette de Berlin" vierzehntäglich und „Le Petit Journal" täglich am Bildschirm liest, ist ausgesprochen gut und preiswert, nämlich kostenlos, informiert. Hoffentlich bekommt die „Gazette" noch mehr Werbeanzeigen von Unter-nehmen, die gutbetuchte Migranten ansprechen.

www.lagazettedeberlin.de, Straßburger Str. 13, 10405 Berlin, (030) 263 733 48, e-mail: redaction@lagazette.net

Flaggezeigen verboten

Als „absurd" bezeichnete der Innenexperte der Berliner Landes-CDU, Frank Henkel, das Verbot für Haupstadtpolizisten, deutsche Fahnen an ihren Streigenwagen anzubringen. Kurz vor Beginn der WM hatten Berliner Beamte zahlreich die überall im Land beliebten kleinen Deutschlandfähnchen an ihren Dienstfahrzeugen befestigt. Dann hat Polizeipräsident Dieter Glietsch das Flaggezeigen verboten.

Laut Glietsch gefährdet das Zeigen der Flaggen „Wiedererkennbarkeit und Neutralität" der Polizei und ihrer Autos. In gleicher Weise äußerte sich auch der Sprecher des SPD/PDS-Senats.

Die Amtsgebäude der Hauptstadt wurden auf Anordnung des Senats nicht wie zu sonstigen feierlichen Anlässen mit der der deutschen, der EU- und der Berliner Fahne geschmückt. Statt dessen weht das Logo des Fußballweltverbandes Fifa vor den öffentlichen Häusern. Die Berliner Sportverwaltung als treibende Kraft bei der Flaggenwahl erklärte ausdrücklich, sie habe sich aus freien Stücken und ohne Druck der Fifa für diese Art der Beflaggung entschieden.

Am Nasenring vorgeführt

Der Deutschland prägende »Historikerstreit« von 1986 war nur eine Stellvertreterdebatte

Von HANS HECKEL

Das neuerwachte Interesse an der Nation, am Patriotismus in Deutschland stößt auf keinen nennenswerten Widerstand mehr. Das – und nicht die uralte Frage: was ist deutsch? – kennzeichnet das eigentlich Neue an der Debatte unserer Tage, die sich an einem Buch des „Spiegel“-Journalisten Matthias Matussek entzündet hat. Vor kaum fünf oder gar zehn Jahren wäre Matussek von den einflußreichen Stichwortgebern der öffentlichen Diskussion in der Bundesrepublik zerrissen worden. „Deutsches Selbstbewußtsein“ oder gar „Nationalstolz“ galten bis kurzem als verpestete Vokabeln. Als der damalige Bundespräsident Roman Herzog kurz nach seinem Amtsantritt 1994 auch nur ein „unverkrampftes Verhältnis“ der Deutschen zu sich selbst anregte, sah er sich einer vergifteten Kampagne ausgesetzt. Heute ginge seine Äußerung als Selbstverständlichkeit im Chor ähnlich lautender Stellungnahmen von beinahe allen Seiten völlig unter.

»Nationalstolz« galt als verpestete Vokabel

Die Atmosphäre der 90er Jahre war geprägt von den Ergebnissen eines Machtkampfs, der in diesen Tagen vor genau 20 Jahren entflammt war, dem sogenannten „Historikerstreit“. Dem Protagonisten des Streits, der sich ab 1986 bis in die Folgejahre fortsetzte, dem linken Philosophen Jürgen Habermas, ging es dabei nur vordergründig um die korrekte Beurteilung und Einordnung der NS-Verbrechen (siehe Beitrag unten). Seine vernichtenden Angriffe auf den Historiker Ernst Nolte zielten hingegen auf ganz etwas anderes: Es ging um Macht, um geistige Vorherrschaft und Deutungshoheit.

Der „Historikerstreit“ war eine klassische „Stellvertreterdebatte“. Von einer Stellvertreterdebatte ist die Rede, wenn sich zwei Parteien nur vordergründig über ein bestimmtes Thema streiten, obwohl ihr Disput in Wahrheit um ganz etwas anderes kreist. Die „Fliege an der Wand“ ist das populärste Beispiel einer solchen Art von Auseinandersetzung. Scheinbar wird sich um das Insekt gezankt, doch tatsächlich geht es um weit tieferliegende Dinge – nicht selten um einen handfesten Machtkampf: Man will recht bekommen, um der Überlegene zu bleiben.

1986 war die Erosion des sozialistischen Ostblocks nicht mehr zu übersehen, Marx hatte als Zukunftsvisionär ausgedient. Linke wie Habermas suchten händeringend um eine neue Klammer, welche der Linken Identität und ideologische Vorherrschaft sichern sollte. Sie fanden den „antifaschistischen Konsens“. Seit Beginn des Kalten Krieges hatte der „antitotalitäre Konsens“ die Demokraten vereint: Kampf sowohl der braunen als auch der roten totalitären Bedrohung. Der „Antifaschismus“ blendet die linke Bedrohung hingegen bewußt aus, versucht statt dessen, auch die demokratische Rechte mit „Faschismus“-Verdacht zu belegen und so ihrer Existenzberechtigung zu berauben und zu dämonisieren.

In dieser Strategie sah Habermas die Chance für die Linke, auch über den Bankrott des Sowjetsystems hinaus die öffentliche Debatte moralisch und ideologisch zu dominieren. Noltes Analyse jedoch, daß das Sowjetsystem den Hitleristen als historische Vorlage ihrer Vernichtungspolitik gedient habe, durchkreuzte die Pläne eines Habermas und seiner Gesinnungsgenossen in der denkbar gründlichsten Weise.

Die geschichtliche Wahrheit war nicht von Interesse

Der linke Philosoph wurde von fachkundigen Teilnehmern des „Historikerstreits“ zwar widerlegt, doch das brauchte ihn wenig zu kümmern, ging es ihm doch, wie dargelegt, um etwas ganz anderes als die geschichtliche Wahrheit. Wenn heute eine Forstsetzungsformation der SED von Demokraten selbstverständlich als Regierungspartner auf Länderebene akzeptiert wird, während „rechtes Gedankengut“ pauschal als verwerflich inkriminiert werden kann, so darf Habermas stolz zurückblicken auf sein Werk. In antitotalitären Demokratien sind links, rechts und Mitte die selbstverständliche „gesäßgeographische“ Zuordnung der drei großen Richtungen, die gleichermaßen berechtigt das politische Leben mitbestimmen. Abgelehnt werden allein antidemokratische Auswüchse, die als „Extremisten“ ausgegrenzt bleiben, wobei sich (wie in den Anfangsjahren der Bundesrepublik selbstverständlich) linke Demokraten von linken Extremisten ebenso strikt abgrenzen wie rechte Demokraten von rechten Extremisten. Damit hatten Habermas und die Seinen schlußgemacht.

In der jüngsten Zeit indes zerbröselt das von Habermas seit den 60er Jahren voran- und ab 1986 zum scheinbar endgültigen Sieg getriebene System. Die von ihm und den Seinen aufgestellten Barrieren von Denk- und Sprachverboten werden rissig. Kommunistische Verbrechen und deutsche Opfer traten in den vergangenen Jahren ins öffentliche Bewußtsein, deutsche Selbstverleugnung nehmen die Zeitgenossen nicht mehr als Ausdruck überlegener Moral hin, sondern betrachten sie als geistigen Defekt. Die moralische Vernichtung eines Wissenschaftlers wie Nolte wäre heute nicht mehr vorstellbar. Die Deutschen würden sich kaum noch von einer solchen Hetzjagd mitreißen oder einschüchtern lassen.

Dies liegt einerseits an der leider stark vorangeschrittenen „Boulevardisierung“ der öffentlichen Diskussion. Der Diskurs erschöpft sich allzu häufig darin, daß griffige Schlagwörter gefunden und dann ein paar Wochen lang wiederholt werden. Kontroverse Auseinandersetzungen um komplexe Themen, die wie der „Historikerstreit“ oder 15 Jahre zuvor der Kampf um die „neue Ostpolitik“, die Notstandsgesetze in den 60er oder die Wiederbewaffnung in den 50er über Jahre die geistigen Köpfe der Republik und weite Teile des Volkes bewegten, sind kaum mehr denkbar wegen der Kurzatmigkeit, die heute Einzug gehalten hat.

Andererseits sind die Deutschen robuster, selbstbewußter geworden und lassen sich von Ideologen wie Habermas nicht mehr in der vor 20 Jahren erlebten Weise am Nasenring führen, was die Möglichkeit, Andersdenkende öffentlich zu zertreten, beträchtlich einschränkt.

Hitler und Stalin als Schlangen, die ihre Beute verschlingen: Schon 1939 entdeckte man in London Gemeinsamkeiten bei Faschisten und Stalinisten. Foto: Ullstein

Zeitzeugen

Martin Walser kritisierte anläßlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels am 11. Oktober 1998 in der Frankfurter Paulskirche die



„Instrumentalisierung des Holocaust“ in einer Deutlichkeit wie kaum ein anderer: „Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule oder auch nur Pflichtübung.“ Walser wurde daraufhin vorgeworfen, er ebne den Weg für eine Bagatellisierung oder gar Leugnung der NS-Verbrechen und rechte Revisionisten, die dieses Thema würden abblocken wollen, würden sich auf ihn berufen.

Alfred Dregger erklärte am 10. September 1986 im Deutschern Bundestag: „Besorgt machen uns Geschichtslosigkeit und Rücksichtslosigkeit der eigenen Nation gegenüber: Ohne einen elementaren Patriotismus, der anderen Völkern selbstverständlich ist, wird unser Volk nicht überleben können. Wer die sogenannte ‚Vergangenheitsbewältigung‘, die gewiß notwendig war, mißbraucht, um unser Volk zukunftsunfähig zu machen, muß auf unseren Widerspruch stoßen.“

Philipp Jenninger kostete eine als politisch inkorrekt behandelte Rede das zweithöchste Amt der Bundesrepublik Deutschland. Aus Anlaß des 50. Jahrestages der Reichskristallnacht veranstaltete am 10. November 1988 der Deutsche Bundestag unter ihm als Präsidenten eine Gedenkstunde. Einen Tag später mußte Jenninger seinen Rücktritt einreichen, da er in seiner Ansprache Hitler ein „Faszinosum“ genannt hatte. Linke Parlamentarier hatten den Plenarsaal verlassen

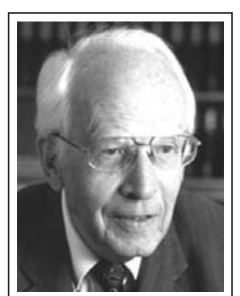


und die Zeitgeistpresse stürzte sich auf Jenninger. Exakt ein Jahr später hielt der Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, Ignaz Bubis, die Rede Jenningers mit minimalen Änderungen noch einmal. Bubis erhielt im Gegensatz zu Jenninger die wohlwollende Zustimmung seines Auditoriums.

Martin Hohmann kostete eine als politisch inkorrekt klassifizierte Rede sein CDU-Bundestagsmandat. Man könnte „mit einer gewissen Berechtigung“ nach der „Täterschaft der Juden“ fragen und sie „mit einiger Berechtigung als Tätervolk“ bezeichnen. Diese von Martin Hohmann aufgestellte – und von ihm wenige Sätze später selbst widerlegte These war sein politischer Genickbruch. Den Satz „Daher sind weder die Deutschen noch die Juden ein Tätervolk“ hat keinen mehr interessiert. Auch sein christ-



liches Fazit, „die Gottlosen ... waren das Tätervolk“ mochte niemand mehr wahrnehmen.



Ernst Nolte Foto: Archiv

Der Angegriffene

Ernst Nolte, Jahrgang 1923, lehrte bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1991 Neuere Geschichte. Bei den Linken machte er sich vor allem dadurch Feinde, daß er Nationalsozialismus und Bolschewismus miteinander verglich und dabei Gemeinsamkeiten wie Zusammenhänge aufzeigte. Von links bekämpft wurde auch seine These des „Europäischen Bürgerkriegs“ (1917–1945), welche die Katastrophe statt in Deutschland in Rußland beginnen läßt. Nolte ließ sich durch den Historikerstreit nicht vom Thema Totalitarismus abbringen. 1998 erschien sein Briefwechsel mit Francois Furet unter dem vielsagenden Titel „Feindliche Nähe. Kommunismus und Faschismus im 20. Jahrhundert“.

Der Angreifer

Jürgen Habermas, Jahrgang 1929, lehrte bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1994 Philosophie und Soziologie. Der sogenannte Staatsphilosoph der Bundesrepublik ist der wohl bekannteste Vertreter des Verfassungspatriotismus, als „einzigem Patriotismus, der uns dem Westen nicht entfremdet“. Wie weiland Erich Honecker von den DDR-Bürgern wünscht Habermas von den Bundesbürgern, daß sie nicht ihr Land und ihr Volk lieben, sondern den Staat, in dem sie leben, und dessen politisches System.



Jürgen Habermas Foto: Archiv

Als Nolte die Westbindung gefährdete

Vor 20 Jahren begann der Historikerstreit, ob man die Ursachen der Judenvernichtung nur bei den Deutschen suchen darf

Diese Burschen sind ja so schlau und solche Teufel“, meinte der US-Finanzminister Morgenthau über die Deutschen. Sich selber hingegen betrachteten die Siegermächte als derart edel und gut, daß sie in Nürnberg Richter und Ankläger zugleich sein konnten. Die Besetzung ermöglichte den Siegern die Durchsetzung dieser Sichtweise im Land der Besiegten. Wenn dieses Welt- und Geschichtsbild gestört wird, wird das nicht widerstandslos hingenommen und der Störenfried muß mit Sanktionen rechnen.

Ernst Nolte hat sich als ein solcher Störenfried erwiesen. Vor 20 Jahren veröffentlichte er in der „FAZ“ das Manuskript einer Rede, von der er behauptete, diese wegen einer Ausladung von den Frankfurter Römerberggesprächen nicht dort habe halten zu können. In diesem Text wagte er die Frage: „Vollbrachten die Nationalsozialisten, vollbrachte Hitler eine ‚asiatische‘ Tat vielleicht nur deshalb, weil sie sich und ihresgleichen als potentielle oder wirkliche Opfer einer ‚asiatischen‘ Tat betrachteten? War nicht der ‚Archipel Gulag‘ ursprünglicher als ‚Auschwitz‘? War nicht der ‚Klassenmord der Bolschewiki‘ das logische und faktische Prius des ‚Rassenmords‘ der Nationalsozialisten?“ Zuvor hatte Nolte bereits an anderer Stelle geschrieben, „daß die sogenannte Judenvernichtung des Dritten Reiches eine Reaktion oder verzerrte Kopie und nicht ein erster Akt oder das Original war“.

Das war ein mehrfacher Tabubruch. Zwei seien hier genannt. Zum einen wird von den Bürgern der Bundesrepublik und auch deren Historikern erwartet, daß sie die Denke der Nationalsozialisten verurteilen, aber nicht, daß sie diese erklären oder gar verständlich machen. Hinter diesem Verbot steht der Grundsatz: „Alles verstehen heißt alles verzeihen.“ Zum anderen hat man die Ursachen der nationalsozialistischen Verbrechen entsprechend der Kollektivschuldthese in Deutschland und dessen sogenanntem Sonderweg zu finden und nicht im Ausland.

Entsprechend heftig waren die Anfeindungen, denen Nolte ausgesetzt war. Aus Angriff, Verteidigung und Gegenangriff entstand ein sogenannter Historikerstreit. Daß in dem Historikerstreit das Lager der Gegner und Kritiker Noltes mit Jürgen Habermas von einem Nicht-Historiker angeführt wurde, ist durchaus symptomatisch, denn was die Kritiker Noltes zum Widerstand trieb, war weniger, daß seine Thesen geschichtswissenschaftlich nicht haltbar gewesen wären, als vielmehr daß ihre geschichtspolitischen Folgen volkspädagogisch nicht gewollt waren.

Jürgen Habermas argumentierte, wer den Deutschen „die Schamröte“ über Auschwitz „austreiben will, wer“ sie „zu einer konventionellen Form ihrer nationalen Identität zurückrufen will, zerstört die einzig verläßliche Basis unserer Bindung an den Westen“.

Dieses ist insoweit plausibel, als sich die Frage stellt, wie die Bundesregierung eine die deutschen Interessen hintanstellende Politik durchsetzen könnte, wenn man den Deutschen die Kollektivscham und den Glauben nähme, daß die Ursachen eines einzigartigen Verbrechens einzig und allein in ihrem „Sonderweg“, sprich in ihrer Ungebundenheit, lägen. Vor diesem politischen Hintergrund gilt die Frage, ob Noltes Thesen wahr oder unwahr sind, als unerheblich – sie waren politisch inopportun. *M. R.*

Wir sind nicht unterwandert

Jeder fünfte Einwohner hat Wurzeln im Ausland – Statistik verzerrt das Bild

Von Rebecca Bellano

Fast jeder fünfte Einwohner hat Wurzeln im Ausland, so die aufsehenserregende Meldung vom Statistischen Bundesamt in Wiesbaden. „Wenn in einer Gesellschaft 19 Prozent der Menschen einen ‚Migrationshintergrund‘ haben“, so Johann Hehlen, Präsident der Behörde, „dann kann man durchaus von einer Zuwanderungsgesellschaft sprechen“. Und während die einen die deutsche Nation unterwandert fühlen, feierten die anderen, was sie lange ersehnt hatten. „Zumindest dürfte jetzt endgültig klar sein: Es geht nicht mehr darum, ob eine multikulturelle Gesellschaft in Deutschland wünschenswert ist oder nicht. Es gibt sie längst“, jubilierte die „taz“.

Zum ersten Mal wurde bei der auch als „kleine Volkszählung“ bezeichneten Umfrage „Mikrozensus 2005“ durch das Statistische Bundesamt auch nach einem sogenannten „Migrationshintergrund“ gefragt. Unter Menschen mit „Migrationshintergrund“ sind zugewanderte oder in Deutschland geborene Ausländer sowie bereits eingebürgerte Ausländer und Spätaussiedler zu verstehen. Aber auch Kinder aus binationalen und nichtdeutschen Partnerschaften sowie von Spätaussiedlern gehören dazu. Die Umfrage offenbarte erstmals, daß es nicht nur 7,3 Millionen Menschen mit einem nicht-deutschen Paß in Deutschland gibt, sondern auch weitere acht Millionen Menschen mit einem „Migrationshintergrund“. Demnach haben also 15,3 Millionen von über 82 Millionen Einwohnern einen nicht-deutschen Hintergrund. Doch was sagt das Ergebnis des „Mikrozensus 2005“ überhaupt aus? Da es keine Vergleichszahlen gibt, kann man nur annehmen, daß es sich hier um einen hohen Wert handelt. Und was sind das für „Migrationshintergründe“, sprich in welchen Ländern haben die Betroffenen ihre Wurzeln? Betrachtet man die Statistik über binationale Eheschließungen der letzten fünf Jahre, fällt auf, daß gut jede fünfte Ehe (zirka 380 000 Hochzeiten) eine sogenannte „Auslandsberührung“ hatte, was bedeutet, daß einer der Ehepartner (15 Prozent) oder gleich beide (5 Prozent) einen ausländischen Paß hatten. Hierbei ehelichten die deutschen Männer 2003 mit Vorliebe Polinnen (5 371), Russinnen (2 545), Thailänderinnen (2 535), Rumäninnen (2 229) und Ukrainerinnen (1 953). Deutsche Frauen suchen sich etwas seltener einen Ehemann mit ausländischem Paß. Hierbei entschieden sie sich 2003 für Türken (5 564), Jugoslawen (2 073), Italiener (1 702) und US-Amerikaner (1 353). Bei den Ehepartnerinnen der deutschen Männer kann man aufgrund der bisherigen Ehrfahrungen davon ausgehen, daß sie sich ziemlich nahtlos in die deutsche Gesellschaft einfügen werden und ihre Kinder auch in diesem Sinne erziehen werden. Ähnlich sieht das bei den italienischen und US-amerikanischen Ehemännern von deutschen Frauen aus. Etwas problematischer sieht es bei Eheschließungen mit muslimischen Männern aus. Die islamische Ehe beruht traditionell auf der Vorrangstellung des Mannes, so daß es häufig vorkommt, daß bei Eheschließungen deutscher Frauen mit Türken seine Tradition dominiert. Die Tatsache, daß trotz des hohen Anteils von Türken in Deutschland nur 1 850 deutsche Männer Türkinnen heirateten, während 5 564 Türken deutsche Frauen ehelichten, läßt vermuten, daß heute noch der Brauch gelebt wird, nachdem ein muslimischer Mann zwar eine Christin heiraten, eine muslimische Frau aber keinen Christen heiraten darf.

Doch alle diese statistischen Daten sind mit Vorsicht zu genießen, da viele nur Momentaufnahmen darstellen, weil ausländische Ehepartner in der Regel schnell die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen. Außerdem sind auch die durchaus in beachtlicher Zahl vorhandenen binationalen Lebensgemeinschaften ohne Trauschein nirgendwo statistisch erfaßt.

Letztendlich ist aus Sicht der Mehrheit der Bevölkerung auch Ausländer nicht gleich Ausländer. So werden beispielsweise britische Soldaten, die auf Militärstützpunkten in Deutschland stationiert sind, als Engländer oder Briten bezeichnet und selten als Ausländer. Bei Eheschließungen mit einer Deutschen würde trotz aller nationalen Unterschiede keiner von „Multikulti“ reden. Der „Mikrozensus 2005“ erfaßt allerdings auch derartige „Migrationshintergründe“. Dabei sind sie schon lange üblich. Briten, Franzosen, Holländer, Belgier, Spanier, Portugiesen, Italiener, Österreicher und Schweizer begegnen sich aus handelstechnischen, beruflichen, militärischen und urlaubsbedingten Gründen schon seit Jahrhunderten mit Deutschen, ohne daß das deutsche Wesen deswegen untergegangen wäre.

Allerdings gibt es durchaus einige Statistiken, die das Gefühl unterwandert zu sein, aufkommen lassen. So gaben 42 Prozent der 2002 vom Senat befragten in Berlin lebenden Türken an, daß ihr Partner aus der Türkei extra zugezogen sei, andere heirateten schon in Deutschland lebende Türken, so daß letztendlich nur knapp 4 Prozent einen deutschen Ehepartner haben. Angesichts der Tatsache, daß die über zwei Millionen in Deutschland lebenden Türken eben zu jener Ausländergruppe gehören, die sich nicht reibungslos bis gar nicht integriert, dürfte sich hier noch einiger Konfliktstoff für die nächsten Jahrzehnte abzeichnen.



„Migrationshintergrund“: Bei der diesjährigen Staffel von „Deutschland sucht den Superstar“ hatten sogar drei von vier Finalisten sowohl einen deutschen als auch einen nichtdeutschen Elternteil. Foto: pa

Der Mikrozensus, auch kleine Volkszählung genannt, ist eine statistische Erhebung, aus der im Gegensatz zur großen Volkszählung (die letzte war 1987) nur nach bestimmten Zufallskriterien ausgewählte Haushalte beteiligt sind. Die Anzahl der Haushalte wird so gewählt, daß die Repräsentativität der Ergebnisse statistisch gesichert ist. Der Mikrozensus dient dazu, die im Rahmen von umfassenden Volkszählungen erhobenen Daten in kurzen Zeitabständen mit überschaubarem organisatorischem Aufwand zu überprüfen und zu korrigieren. Im Rahmen des „Mikrozensus 2005“ wurden 390 000 Haushalte mit rund 830 000 Menschen befragt, die ein Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Welt-Sozialamt

Deutschland ist „kein Einwanderungsland“ – mit solchem Wunschdenken hat sich das konservative Bürgertum jahrzehntelang um die Anerkennung der Realitäten gedrückt. De facto nämlich ist Deutschland ein Einwanderungsland, ein Umstand, der auch dadurch, daß man ihn in „Zuwanderungsland“ umtauft, nicht weniger unangenehm wird.

Das Problem, wie es die langjährige Volkskammer- und Bundestagsabgeordnete Vera Lengsfeld jetzt auf einem Symposium der „Stimme der Mehrheit“ treffend formulierte: Deutschland ist ein Einwanderungsland, verhält sich aber nicht so wie klassische Einwanderungsländer.

Oder, um es noch klarer auszudrücken: Das Einwanderungsland Deutschland verhält sich, als wäre es das „Welt-Sozialamt“. Jahr für Jahr erleben wir eine hundertausendfache Zuwanderung in unsere Sozialsysteme. Hartz IV, der Schrecken aller älteren Arbeitnehmer, die unverschuldet ihren Job verlieren und von gehobenen Gehaltsklassen auf Sozialhilfeniveau abstürzen, ist zugleich der Segen anatolischer und sonstiger Großfamilien.

Klassische Einwanderungsländer wie USA, Kanada oder Australien haben klare Regeln, wen sie in ihr Land hereinlassen – und wen nicht. Sie dulden keine Parallelgesellschaften, die sich in Sprache, Kultur und Rechtsverständnis bewußt ausgrenzen. Sie schotten ihre Sozialsysteme gegen Faulenzer, Ausbeuter und Schmarotzer ab. Anreize für alle, die man braucht und die integrationswillig und -fähig sind, Abschreckung für alle, die nur abkassieren, aber nichts leisten wollen – das ist vernünftige Einwanderungspolitik. Solange wir uns nicht zu einer solchen Politik aufraffen, werden wir weder die Fehler der Vergangenheit korrigieren noch die Zukunft gestalten können. Da können unsere Politiker uns noch so viele (Schein-)Reformen bescheren, die ohnehin maroden Sozialsysteme werden weiter aus dem Ruder laufen. *Hans-J. Mahlitz*

Ingenieure verzweifelt gesucht

Die Fachrichtung der Stellen und Bewerber passen nicht zusammen – Die Ausbildung erfolgt am Markt vorbei

Von Bernhard Knapstein

Deutsche Unternehmen beklagen sich über nicht besetzte Stellen. Kein Scherz! Zumindest nicht, soweit es um Ingenieurpositionen geht. Der „Verein Deutscher Ingenieure“ (VDI) jedenfalls geht derzeit von 18 000 unbesetzten Stellen aus. Noch im November letzten Jahres waren 11 500 Ingenieursstellen vakant. Im Verhältnis zum Vorjahresmonat ist gar ein Zuwachs von 30 Prozent zu konstatieren. Und bis 2010 sollen gar 25 000 Positionen vakant sein. Den 18 000 offenen Stellen stehen allerdings satte 47 000 arbeitslose Ingenieure gegenüber.

Die Crux liegt in erster Linie in der fachlichen Ausrichtung der akademischen Techniker. „Gesucht werden hauptsächlich Ingenieure der Zukunftstechnologien“ erklärt Sven Runkel vom VDI. Gemeint sind Experten in der Nanotechnologie in Teilbereichen des Maschinenbaus, der Oberflächenphysik und der Halbleitertechnologie. Arbeitslos sind vor allem Ingenieure des Hoch- und Tiefbaus, aber auch ältere Jahrgänge der tendenziell eher gesuchten Fachrichtungen. Man müsse realistisch sein, meint Gabi Rujoub vom Automobilzulieferer-Unternehmen „Brose“. „Wer fünf Jahre raus ist,“ so Frau Rujoub, „der ist nicht mehr am Puls der Zeit“. Innovation beherrscht den Markt, und wer die Innovationen in seiner schnellebigen Branche verpaßt, verliert den Anschluß. „Brose“ hat letztlich fast nur ungekündigte Bewerber eingestellt. Arbeitslose fallen da in der Regel durch die engmaschigen Anforderungsprofile.

„Wir brauchen die jungen und innovationsfreudigen Mitarbeiter

Arbeitslose Ingenieure haben kaum Chancen

ebenso wie jene, die diese wieder auf den Boden der Tatsachen zurückholen“, erklärt Rujoub. Ausgewogene Altersstruktur und 100prozentige Kompetenz sind unerläßlich.

Etwas anders sieht das bei „Airbus“ aus. Noch im Februar hatte das Unternehmen 1 200 freie Stelle zu besetzen. Noch heute sucht das Unternehmen 500 Ingenieure. 350 allein am Standort Hamburg. Dabei nimmt man es beim Anforderungsprofil nicht ganz so ernst. „Wir nehmen auch Ingenieure aus der Automobilindustrie“, heißt es dort nur lapidar. „Die werden dann halt geschult.“

Offensichtlich sind aber nicht alle Unternehmen bereit, Fachkräfte, die das gewünschte Anforderungsprofil nicht zu 100 Prozent erfüllen, selbst auf Vollkompetenz zu trimmen. „Wir würden uns schon mehr Qualifizierungsmaßnahmen der Unternehmen in diese Richtung wünschen“, so Sven Renkel vom VDI. Eine Kritik, die nicht nur die Firma „Brose“ nicht auf sich sitzen lassen will. Der knallharte Wettbewerb und die weitgehend vom Kunden abgepreßten Preise lassen keinen großen Spielraum zu.

Der „Verband der Automobilindustrie“ (VDA) will das Problem bei der Wurzel gepackt sehen. „Schon die Wahl des Studiums und die konkreten Studienangebote sind entscheidend“, so Eckehart Rotter vom VDA. Der Schwerpunkt liege noch immer auf den Geisteswissenschaften. Um dem etwas entgegenzusetzen, bemüht sich der VDA zum Beispiel im Rahmen der Automobilmesse IAA, ganze Schulklassen für das Thema Technik rund ums Automobil zu begeistern.

Die frühzeitige Hinwendung zum Ingenieursberuf führt in der Tat über das Produkt selbst. Die schulischen Angebote sind mit entscheidend für die Wahl des späteren Studiums. Eigentlich sollte man erwarten können, daß etwa am Ford-Standort Köln jedem Gymnasium für interessierte Schüler ein gesponsertes Automobil zum Zerlegen und wieder Zusammenbauen zur Verfügung gestellt wird. Außerschulische Angebote an Gymnasien wie Theater-AG, Schülerrudern und Schulchor sind reichlich vorhanden, auch wichtig und gut. Das technische Angebot in unserer hochtechnisierten Welt fehlt allerdings weitgehend. Welcher Junge hätte nicht gern einen VW-Käfer oder einen Trabbi mit wenigen Werkzeugen zerlegt und sein Innenleben studiert.

Natürlich haben heutige Kraftwagen um ein Vielfaches mehr Elektronik an Bord als die mondsüchtigen Apollo-Kapseln der Nasa. Doch ohne Mechanik funktioniert auch heute noch kein Kraftfahrzeug. Für Schüler bleiben derartige Möglichkeiten also

Schulen tun nichts, um Schüler technisch vorzubilden

dennoch ein Einstieg zur Freude an technischen Prozessen. Theoretische Kenntnisse aus dem Physik- und Informatikunterricht wachsen bei solchen Übungen zu einem Verständnis für die Praxisrelevanz theoretischer Kenntnisse.

Die Kultusministerkonferenz (KMK) hat den Bundesländern immerhin empfohlen, den Stellenwert der Fachrichtungen Mathematik, Naturwissenschaften und Technik in der gymnasialen Oberstufenausbildung deutlich anzuheben. In der KMK sieht man auch viel Bewegung in diese Richtung. So habe die „Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände“ (BdA) im Vorjahr die Initiative „MINT macht mehr Ausbildung“ ins Leben gerufen. Die Lehrkräfte für die Fächer Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (MINT) sollen durch die Wirtschaft weitergebildet werden. „Um in Branchen wie der Automobilindustrie, dem Maschinenbau oder der Nachrichtentechnik wettbewerbsfähig zu bleiben und Arbeitsplätze zu schaffen, brauchen wir qualifizierten Nachwuchs in den MINT-Fächern“, erklärt dazu Arbeitgeberpräsident Dieter Hundt.

Dies alles sind gute Ansätze, dennoch bleibt die Frage unbeantwortet, weshalb erst jetzt auf die auch schon vor 20 Jahren sich abzeichnende Entwicklung reagiert wird. Die Schüler von heute stehen dem Markt durchschnittlich erst in sieben bis acht Jahren als voll ausgebildete Ingenieure zur Verfügung. Bei der KMK hält man sich in dieser Frage lieber bedeckt und verweist allgemein auf die Zuständigkeit der Bundesländer. In einigen Ländern würde man sich halt derzeit eher für dicke Kinder und den Sportunterricht interessieren, heißt es hinter vorgehaltener Hand.

Die Saisonpolitik folgt letztlich auch hier der Boulevardhysterie.



Mit Militär gegen Migranten

Flüchtlingsströme aus Afrika stürmen die Küsten der EU – Deutschland muß Farbe bekennen

Von Jürgen Liminski

Nach der Weltmeisterschaft will die Große Koalition zu einem großen Integrationsgipfel laden. Die SPD hofft, daß die Stimmung der Gastfreundschaft anhält und in diesem Sinn das Multikulti-Denken noch einmal poliert werden kann. Bei der Union weiß man nicht so recht, wie man dieses Thema angehen soll. Gastfreundschaft ist die eine Seite, Selbstbehauptung die andere, und es gibt auch noch eine dritte: Was wird aus Europa, hat der alte Kontinent überhaupt noch eine Identität?

Nach dem blutigen Ansturm auf die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla in Marokko, nach den mörderischen Überfahrten durch das Mittelmeer nach Sizilien und Süditalien sind im Mai und Juni die Kanarischen Inseln zum Einfallstor der weitgehend afrikanischen Migranten nach Europa geworden. Aus dem Osten Europas hat man weniger zu befürchten. Dort fallen die Geburtenzahlen auf ein Niveau, das noch unter dem EU-Durchschnitt liegt, der Druck aus diesen Ländern wird trotz schwieriger wirtschaftlicher Situationen stark nachlassen. Aber im Süden, in Afrika, nimmt er stark zu. Hier müssen sich die Chefs in Europa etwas einfallen lassen, der bloße Festungsgedanke genügt nicht mehr. Nach den Kanaren wird es ein anderes Leck geben, durch das Flüchtlingswellen nach Europa hineinschwappen. Die Frage ist politischer Natur.

In diesem Sinn ist es ein Fortschritt, daß die EU im Fall der Kanarischen Inseln zum ersten Mal eine gemeinsame Aktion mehrerer Mitgliedländer und der eigenen, erst im letzten Jahr gegründeten Grenzschutz-Agentur „Frontex“ lanciert hat, um die EU-Außengrenze bei Spanien abzudichten. Acht Länder waren sofort bereit, Patrouillenboote und Flugzeuge zu den Kanarischen Inseln abzukommandieren, um die Seewege aus Mauretanien und Senegal zu den Inseln zu überwachen. Außerdem wolle man in diesen Ländern Auffanglager einrichten für die auf See aufgegriffenen illegalen Einwanderer und auch für abgewiesene Asylbewerber. Schotten dicht und Militär gegen Migranten – man muß es bedauern, wenn es nur dabei bleibt. Diese Aktion hat nur Sinn, wenn sie begleitet wird von einer gemeinsamen Einwanderungspolitik. Bliebe es bei der Schottendicht-Politik wäre es ein Armutszeugnis selbst für ein rest-christliches sich aber immer noch humanitär dünkendes Europa.

Eine Lösung im Sinne einer kohärenten Politik ist dringend, für Deutschland mehr noch als für alle anderen. Deutschland ist weltweit mit Abstand das Land mit den prozentual meisten Einwanderern. Vermutlich wird man über kurz oder lang zu einer Einwanderungspolitik kommen, wie sie Kanada, die USA oder Australien betreiben. Das aber ist nicht viel mehr als eine neue Form von Kolonialismus, man filtert sich die wirtschaftlich Brauchbaren aus, die dann ihren Ländern fehlen. Ethisch korrekt ist das keinesfalls, aber als politisch korrekt gilt es schon. Um die Migrationsströme der Zukunft zu steuern, muß man zur Quelle. Migration und Entwicklungshilfe bilden eine Einheit. 150 Milliarden US-Dollar schicke die Migranten nach UN-Angaben pro Jahr in ihre Heimat – dreimal soviel wie die staatliche Entwicklungshilfe. Hier muß man ansetzen, bevor die Dämme brechen. Soweit der politische Aspekt. Die Hoffnung, daß die Staats- und Regierungschefs eine christliche Lösung suchen, ist gering. Das Migrationsthema hat eine Tradition des Wegschauens, gefolgt von der üblichen medialen Hysterie, wenn der Zustrom beängstigend wird. Von Multikulti-Lüge bis hin zu plattem Populismus und gar politischem Rassismus reicht dann die Palette der gegenseitigen Vorwürfe. Wenn man sich nach dem Migrationsgipfel in Berlin beruhigt haben wird, wird die Wende in der Ausländerpolitik genommen oder verpaßt sein, je nachdem, wer sich durchsetzt. Da mittlerweile aber bekannt ist, daß Ausländer eher in die Sozialsysteme einwandern als diese entlasten – 2000 Euro netto kostet derzeit jeder Einwanderer pro Jahr – und daß sie auch demographisch „nichts bringen“, wird man sich auf ein System, ähnlich wie bei den Angelsachsen einigen. Die Einwanderung wird kontrollierter vonstatten gehen, mit Kontingenten je nach Berufsgruppen und Herkunftsländern. Aber soweit ist man noch lange nicht. Erst mal wird wie immer in Deutschland grundsätzlich diskutiert. Denn der Streit um die Integration ist ein Streit um die Leitkultur in diesem Land. Und dieser Streit um die Identität ist notwendig.

Eines aber kann man verlangen: Daß der Integrationswillige die Sprache erlernt. Ohne das bilden sich automatisch Parallelgesellschaften. Die Sprache ist nach einem Wort von Humboldt „der Geistleib des Menschen“, ohne sie gibt es keine Kommunikation, mithin keine soziale Dimension. Wer kein Deutsch lernt, grenzt sich selber aus. Hier hat die Union durchaus recht.

Das also ist der Kern des Themas: Identität bestimmen und Sprachkenntnis einfordern. Hier gibt es eine Bringschuld der Deutschen gegenüber den Ausländern und eine Pflicht der Ausländer gegenüber Deutschland. Beides ist nachprüfbar. Integration ist keine Einbahnstraße.

Natürlich stellt sich mit der Zeit auch die Frage der Identität für die Migranten selbst, auch wenn sie die Sprache des Gastlandes erlernt haben. Man kann es drehen und wenden, das Ergebnis ist immer gleich: Kulturelle Identität hat ihre Grenzen, mithin auch die Integration. Im Klartext: Entweder die Muslime verlieren ihre muslimische Identität und integrieren sich in die westliche Kultur oder es bleibt bei der Koexistenz, sprich den Parallelgesellschaften. Zu dieser Ehrlichkeit sollte der deutsche Integrationsgipfel nach dem Fußballfest bei aller Begeisterung doch kommen.



Flüchtlingslager auf Malta: Genügend Bewohner, um einen eigenen Afrika-Cup auszufechten. Foto: Reuters

Meldungen

Mehr Geld für Waffen

Stockholm – Stattliche 938 Milliarden Euro betrugen die weltweiten Ausgaben für militärische Rüstung 2005. Zu diesem Ergebnis kommt das „Stockholm International Peace Research Institute“ (Sipri). Die schwedischen Friedensforscher gaben die Rekordsumme im aktuellen Jahrbuch bekannt. Demnach übertreffe die weltweiten Militärausgaben den bisherigen Höchstwert aus Zeiten des Kalten Krieges. So wurden 1988 global zirka 63 Milliarden Euro weniger für Waffen ausgegeben als letztes Jahr. Ursachen für die enormen Kosten seien vor allem im Engagement der USA zu suchen, so das Institut. Allein die Vereinigten Staaten von Amerika seien für die Hälfte der Aufwendungen 2005 verantwortlich – das Engagement in Irak und Afghanistan verlangte demnach das meiste Geld.

»Wichtigster Partner«

Berlin – Mit der Loslösung Montenegros von Serbien baut der Balkan-Kleinstaat sein eigenes diplomatisches Netz auf – Schwerpunkt soll dabei Deutschland werden. Der Wirtschaftsdiplomatie will Montenegro nach Angaben seines Präsidenten Filip Vujanovic besondere Aufmerksamkeit widmen und setzt deshalb auf Berlin als herausragenden Botschaftsstandort. Deutsche Touristen, vor allem aber deutsche Großprojekte, die nur für dieses Jahr 59 Millionen Euro ausmachen, locken die Montenegriner an die Spree. Das Außenministerium messe der deutschen Sprache „immer mehr Bedeutung bei“, so der Amtschef Miodrag Vlahovic. Wenigstens ein Drittel der Jüngeren in seinem Land solle Deutsch lernen. Deutsch soll dann nach Vereinbarung mit Berlin zweitwichtigste Schulsprache werden – nach Englisch.

In den Fängen des US-Rechts

Österreichs Skandalbank »Bawag« beugt sich Druck aus den Vereinigten Staaten

Von R. G. Kerschhofer

Im Rechtsstreit zwischen der Gewerkschaftsbank „Bawag“ einerseits und den Gläubigern und Aktionären der in Konkurs gegangenen amerikanischen Maklerfirma „Refco“ wurde vorige Woche ein Vergleich ausgehandelt. Die Schuldfrage bleibt damit zwar ungeklärt, doch läßt der Inhalt des Übereinkommens darauf schließen, daß sich die frühere Führung von Österreichischem Gewerkschaftsbund (ÖGB) und „Bawag“ zumindest grob fahrlässig verhalten haben muß. Zugleich wurde aber wieder einmal deutlich, welche Geschäftsrisiken vom US-Justizsystem ausgehen. Nämlich von der dortigen „asymmetrischen Prozeßführung“, bei der – im Unterschied zur „asymmetrischen Kriegführung“ – der ausländische Kontrahent immer im Nachteil ist.

Der Vergleich, der formell noch vom Konkursgericht in New York abgesegnet werden muß, umfaßt folgende Punkte: Die „Bawag“ zahlt insgesamt 675 Millionen US-Dollar an die Gläubiger und Aktionäre von „Refco“. Desweiteren verzichtet sie auf Rückzahlung eines Dollar-Kredits im heutigen Wert von etwa 350 Millionen Euro. Diesen Kredit hatte sie im Oktober 2005 – wenige Stunden (!) vor dem von „Refco“-Chef Phillip Bennett betrügerisch herbeigeführten Konkurs – an „Refco“ überwiesen. Weiter werden die „Refco“-Gläubiger am Erlös des geplanten „Bawag“-Verkaufs beteiligt, und zwar mit 30 Prozent jenes Betrages, um den der Verkaufserlös 1,8 Milliarden Euro übersteigt. Im Gegenzug werden Sammelklagen gegen die „Bawag“ fallengelassen, das bisher eingefrorene „Bawag“-Vermögen in den USA wird freigegeben, und das US-Justizministerium wird etwaige gegen die „Bawag“ vorliegende Straftatbestände nicht verfolgen.

Der Schwachpunkt der „Bawag“ bestand darin, daß sie zeitweilig an „Refco“ beteiligt war – teils direkt, teils indirekt über Stiftungen. Daraus konnten die „Opferanwälte“ eine Einflußnahme der „Bawag“ auf die „Refco“-Geschäftsführung konstruieren, folglich eine Mitschuld der „Bawag“ am „Refco“-Konkurs behaupten und der „Bawag“ den Status eines geschädigten Massegläubigers absprechen.

Ob es diese Einflußnahme gegeben hat, bleibt offen. Aber daß sie überhaupt ins Spiel gebracht wurde, hängt damit zusammen, daß die „Bawag“ Vermögenswerte in den USA besitzt. Kurz und gut, „es war etwas zu holen“.

Von ausländischen Firmen wird immer wieder unterschätzt, wie sehr sie durch Schadenersatzansprüche in den USA unter Druck geraten können – sofern sie dort Vermögen oder gar Tochterfirmen besitzen. Denn selbst bei sachlich kaum fundierten Ansprüchen ist es für findige Anwälte relativ leicht, von einem Bezirksrichter das Einfrieren solcher Vermögenswerte zu erwirken. Was auf Erpressung hinausläuft, denn der Beklagte muß mit langwierigen Verfahren rechnen, die ihm selbst im Erfolgsfall exorbitante Anwaltskosten sowie Geschäftsausfälle bescheren. Ein Vergleich ist daher das kleinere Übel.

Einer breiteren Öffentlichkeit mag dies erstmals im Streit um das sogenannte Schweizer „Nazi-Gold“ bewußt geworden sein: Schon vor der politischen Lösung hatten sich die Schweizer Großbanken freiwillig zu Milliardenzahlungen verpflichtet, um ihr USA-Geschäft nicht zu gefährden. In anderen Fällen hätte man da wohl von Schutzgelderpressung gesprochen. Ganz allgemein unterscheidet sich die Rechtspraxis in den USA von der in Mitteleuropa hauptsächlich dadurch, daß Verfahrensfragen einerseits und die „Öffentlichkeitsarbeit“ der Kontrahenten andererseits eine ungleich größere Rolle spielen. Es ist daher nicht ganz abwegig, die USA eher als Rechtsanwaltsstaat denn als Rechtsstaat zu bezeichnen.

Der Vergleich in den USA ermöglicht es der „Bawag“, eine ordnungsgemäße Bilanz 2005 vorzulegen. Das Prozeßrisiko hingegen hätte in maximaler Höhe verbucht werden müssen, und damit hätte die „Bawag“ das für Banken vorgeschriebene Verhältnis von Eigenkapital zu Fremdkapital nicht erfüllen können. Der Gesamtschaden aus „Refco“-Konkurs, mißlungenen „Karibik-Geschäften“ und der Affäre Spielkasino Jericho wird auf bis zu drei Milliarden Euro geschätzt. Der ÖGB wird damit selbst nach dem Verkauf der „Bawag“ auf Schulden sitzenbleiben, und über die vereinbarte Bundesgarantie könnte sogar noch der Steuerzahler drankommen.

Da bei reinen Finanzgeschäften jedem Verlust ein Gewinn entspricht, wäre es natürlich höchst interessant zu erfahren, wer die Gewinner waren. Die Schadenersatzklagen gegen frühere Funktionäre von „Bawag“ und ÖGB können jedenfalls nur als symbolische Gesten der neuen Führung gewertet werden. Ob ÖGB-Mitglieder darüber nachdenken, daß mit dem Verkauf der „Bawag“ auch wieder eine New Yorker Firma, nämlich das Bankhaus Morgan Stanley, beauftragt wurde?

Ab nach Sibirien

Rußland gehen die Arbeitskräfte aus

Von M. Rosenthal-Kappi

Die Zahl der Erwerbstätigen wird in Rußland in den Jahren 2007 bis 2009 um bis zu zwei Millionen Menschen zurückgehen und eine Gefahr für die nationale Wirtschaft darstellen. Selbst wenn die Bevölkerung bis 2009 jährlich durch Migrationen um 163000 Menschen aufgefüllt würde, könnte dies nur 20 Prozent des jährlichen Bevölkerungsverlusts ausgleichen.

Präsident Putin beschäftigt die rückläufige demographische Entwicklung seines Landes schon seit längerem. In seiner Rede zur Lage der Nation im Mai begann Putin nicht etwa mit Ausführungen zur Wirtschaftslage, sondern mit dem Thema Bevölkerungsrückgang. Die Geburtenrate nimmt bei steigender Sterberate kontinuierlich ab, insgesamt beträgt der jährliche Rückgang 700000 Menschen. Putin sprach deshalb vom „drängendsten Problem“ des Landes und kündigte an, die Gebärfreudigkeit durch staatliche Anreize fördern zu wollen. Bereits im kommenden Jahr soll das Kindergeld verdoppelt werden (von bislang 750 auf 1500 Rubel, etwa 44 Euro) pro Monat für das erste Kind, und für das zweite auf 3000 Rubel (88 Euro). Ob diese Maßnahmen noch rechtzeitig kommen, ist fraglich. Die hieraus entstehenden Probleme für die Wirtschaft Rußlands in der Zukunft liegen indessen auf der Hand. Ein Großteil der russischen Bevölkerung (etwa 75 Prozent) lebt in Großstädten, die meisten Einwohner hat Zentralrußland mit einer Bevölkerungsdichte von 58 Einwohnern pro Quadratkilometer. Die für den Export wichtigen Rohstoffe liegen jedoch in Gebieten östlich des Urals, wo die Bevölkerungsdichte am geringsten (Sibirien hat vier Einwohner pro Quadratkilometer) und der Anteil der unterhalb des Existenzminimums lebenden Menschen am größten ist.

Der Mangel an Arbeitskräften in naher Zukunft für die Produktion und für die Wirtschaft ist programmiert. Rußland ist jedoch auf Exporte angewiesen. Putin hat deshalb auch über eine effektivere Migrationspolitik nachgedacht. Man müsse den Zuzug qualifizierter Arbeitskräfte aus dem Ausland fördern. Was er allerdings gegen die Ausschreitungen gegen Ausländer, wie sie in Moskau und St. Petersburg vorkommen, zu tun gedenkt, erwähnte der Präsident nicht.

Es ist denkbar, daß in ein paar Jahren deutsche Arbeitslose mit einer Art „Greencard“ ausgerüstet gen Osten ziehen – dorthin, wo es Arbeit gibt, nach Sibirien.

Nicht jedem Trend hinterherhasten

Betr.: Leserbrief „Für die Kinder“ (Nr. 20)

Es gefällt mir sehr gut, was in dem Leserbrief „Für die Kinder“ steht. Diese Frau und Mutter hat nach meinem Empfinden „goldrichtig“ gehandelt, als sie wegen ihrer Familie den Beruf aufgab. Da war dann keine doppelte Belastung mehr – ohne Notwendigkeit – zur doppelten Selbstverwirklichung – ohne eine doppelte Natur zu haben – wo die Zeit nicht hin und her reicht. Ja, wenn die Kinder größer sind, könnte je nach Lage der Dinge eine Halbtagstätigkeit sein. Andererseits gibt es ausnahmsweise besonders befähigte Frauen, die aber erst nach einer längeren Bewährungszeit an die Spitze gelangen sollten. Es gilt: Altbewährtes hochzuhalten und nicht rücksichtslos in Hektik jedem neuen modernen Trend hinterherzuhasten.

Elfi Hardt, Bad Münder

Deutschland geht Richtung Sozialismus

Betr.: „Der lange Marsch in die ‚linke Mitte‘“ (Nr. 17)

Wer auf einem Blatt Papier einen Strich zieht, der zufällig genau zehn Zentimeter lang ist, und dann anhand eines Lineals die „Mitte“ sucht, kommt auf „fünf Zentimeter“; das Gros der deutschen Publizistik neigt aber dazu, das Lineal nicht unter einen solchen Strich zu legen, sondern es willkürlich so weit nach links zu verschieben, daß die Marke „fünf Zentimeter“ nicht mehr in der Mitte liegt, sondern auf einmal im deutlich „linken“ Teil der Strecke. Insofern: Ade, demokratische Meinungsfreiheit und -vielfalt! Wozu brauchen wir noch Begriffe wie „links – Mitte – rechts“, wenn doch nur „links gleich gut“ gilt (und alles Übrige als „fragwürdig oder böse“)?

Der Volkswirt und Historiker Werner Sombart (1863–1941), dessen Gesamtwerk hier dahingestellt bleiben kann, soll sinngemäß auf eine Interview-Frage, ob er „Sozialist“ sei, sinngemäß geantwortet haben: seiner eigenen Überzeugung nach „Nein“; falls jedoch gemeint sei, ob er glaube, daß Deutschland zum Sozialismus tendiere, dann allerdings „Ja“! Mit anderen Worten: Während sozialistische oder sozialdemokratische Regierungen hierzulande unbeirrbar auf ihr politisches Ziel zusteuern, schlagen „bürgerliche“ Parteien, wenn sie „am Ruder“ sind, beileibe nicht etwa einen konsequenten Gegenkurs ein, sondern sie greifen treuherzig jede ihnen mehr oder weniger einleuchtende Anregung von „links“ auf, so daß es in Deutschland auch unter bürgerlichen Regierungen tendenziell weiter „Richtung Sozialismus“ geht – wie gegenwärtig mit einer Bundeskanzlerin von der CDU.

Helge Jan Schmodde, Bad Soden am Taunus

Mutige *PAZ*

Betr.: *PAZ*

Hervorragend sind Titel und Beiträge zum aktuellen Tagesgeschehen in Deutschland und der Welt bearbeitet, wobei der journalistische Mut, die Dinge beim Namen zu nennen, bewundernswürdig ist, weiter so ..., aber der Heimatteil im Untertitel kommt zu kurz.

Bedauerlicherweise wird dieser Fakt durch den überflüssigen Abdruck eines „Kreuzworträtsels“ noch augenscheinlicher. Diskutieren Sie doch mal mit Ihrer Leserschaft anstelle den Fortsetzungsroman aus Ostpreußen oder überhaupt!

Hans Mollenhauer, Wiesbaden

Alles nur taktische Scheingefechte?

Betr.: „Zentrum gegen Vertreibungen“

In den letzten vier Wochen erschienen in der *PAZ* erstmalig Leserbriefe mit dem Vorschlag, die Gedenkstätte für die Vertriebenen aus eigener Kraft zu finanzieren, weil die Bundesregierung offensichtlich weder die Kraft noch den Willen hat, ein solches Projekt zu unterstützen.

Ich hatte erwartet, daß diese Anregung eine breite Zustimmung in der Leserschaft und bei den Vertriebenenverbänden finden würde. Aber im Gegenteil, das Problem der Gedenkstätte wird jetzt total totgeschwiegen, auch von der *PAZ*.

Hier frage ich nicht nur Frau Steinbach, sondern auch die *PAZ*: Welche Kraft oder Macht hat solchen Einfluß, daß niemand mehr darüber redet? – Ich kann mir nicht vorstellen, daß die bisherigen Bemühungen von Frau Steinbach nur taktische Scheingefechte waren.

Ohne die finanzielle Unterstützung der Bundesregierung wird die Gedenkstätte natürlich bescheidener ausfallen, aber ich kann mir vorstellen, daß es Architekten und Mäzene gibt, die den Bau fördern würden. Und wenn er bescheiden bleibt, liefert er wenigstens ein Mahnmal zeitgeschichtlicher Beschränktheit und Intoleranz.

Wilhelm P. Fuehr, Köln



„Eine Liebe in Königsberg“: Wolfgang Stumph und Suzanne von Borsody spielten die Hauptrollen in dem Spielfilm. Foto: ZDF

Kirche ist Neubau

Betr.: „Politisch korrekt, aber sehenswert“ (Nr. 12)

Die „Super-Illu“ präsentierte den Hauptdarsteller aus „Eine Liebe in Königsberg“ auf einer Doppelseite vor einer russisch-orthodoxen Kathedrale. Diese sei laut Artikel zerbombt gewesen und 2005 endlich in neuem Glanz wiederhergestellt worden.

Hier wird versucht, der Stadt am Pregel eine russische Vergangenheit anzudichten. Eine Kathedrale mit Zwiebeltürmen hat es in Königsberg nie gegeben.

Sie entstand erst 2005 als Neubau anläßlich des 60. Jahrestages der Eroberung Königsbergs durch die Sowjets, aber das paßt sicher nicht in das „politisch korrekte“ Geschichtsbild.

Hans Dzieran, Chemnitz

Das kann doch nicht alles gewesen sein, Herr Köhler

Betr.: „Koalition der Beliebigkeiten“ und „Volksparteien ohne Volk“ (Nr. 20)

Dank gebührt Professor Hornung und Herrn Mahlitz für die ausgezeichnete Berichterstattung. Treffender als in den Beiträgen dargestellt, kann man die derzeitige Lage der Nation und die Stimmung in der Bevölkerung kaum ausdrücken.

Als Bürger unseres Landes muß man sich fragen, wo die zahlreichen Wahlversprechen geblieben sind? In den Schreibtischschubladen der Regierenden verschwunden! Wir sehen derzeit nur noch Gesetze, die zum Nachteil der Bevölkerung gereichen, wie zum Beispiel Kürzung des Sparerfreibetrages, Kürzung der Kilometerpauschale, Streichung der Eigenheimzulage, Rentenstillstand, Steuererhöhungen, weiter zunehmende EU-Überweisungen und so weiter. Wenn durch die höheren Einnahmen des Bundes zumindest die horrende Staatsverschuldung reduziert werden würde. Aber weit gefehlt – die Neuverschuldung und damit weiter ausufernde Staatsverschuldung wird fortgeführt.

Wir alle müssen uns ernsthaft die Frage stellen: Was wird eigentlich für Deutschland und zum Wohle des deutschen Volkes getan, zu dem sich die Regierenden mit ihrem Eid verpflichtet haben? Ein Millionenheer von größtenteils gut ausgebildeten und arbeitswilligen Menschen liegt auf der Halde. Junge Deutsche mit erstklassiger Ausbildung finden bei uns keinen Arbeitsplatz und werden mehr oder weniger gezwungen, sich eine Stellung im Ausland zu suchen.

Ein erheblicher Teil unserer EU-Beitragszahlungen wird von den östlichen Mitgliedsländern dazu verwendet, Industrieparks zu bauen, um deutsche Firmen zum Beispiel in Polen anzusiedeln. Mit anderen Worten: Mit unseren Steuergeldern finanzieren wir den weiteren Abbau von Arbeitsplätzen im Inland und deren Verlagerung ins Ausland.

Was ist mit dem Wahlversprechen von Frau Merkel, dafür zu sorgen, daß ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ in Berlin eingerichtet wird?

Und was macht eigentlich unser Bundespräsident Herr Köhler? Von ihm hört man so gut wie gar nichts mehr, außer daß von irgendwelchen Besuchen in Kinderheimen die Rede ist und allenfalls noch von Ansprachen bei Gedenkfeiern. Das kann doch wohl nicht alles gewesen sein, zumal sich die Menschen in unserem Land nach seiner Antrittsrede große Hoffnungen gemacht hatten.

Was uns in diesen Zeiten fehlt, sind qualifizierte Führungspersönlichkeiten in Wirtschaft und Politik, das heißt Menschen mit Augenmaß für das Machbare und einer Vision für die Zukunft.

Uwe Motzkuhn, Bad Bodenteich

Macht weiter so!

Betr.: „Rechts-freie Zone“ (Nr. 21)

Ich bin heute durch Zufall auf Ihre meines Erachtens sehr sympathische Seite gestoßen. Meine Oma kommt selber aus Ostpreußen (Königsberg). Finde Ihren Text zum Thema rechts denken sehr gut, die Ironie hat mir sehr gut gefallen. Macht weiter so, für Gott und für Deutschland.

André Faber, Mauchenheim

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Von Lüge, Leugnung und Fälschung umgeben

Betr.: „Wie für DDR-Schüler gemacht“ (Nr. 20)

Es erscheint als politisches Ziel, den Deutschen schon von Jugend an die „Burka der Political Correctness“ (Leserbrief von V. Baist) überzustülpen und an allen Enden fest zuzubinden, um so sicherzustellen, daß in Deutschland nur in dem gewünschten Rahmen gedacht und gewußt wird, wenn denn „Wissen“ genannt werden soll, was jungen Menschen heute immer wieder eingepaukt wird.

Zeitzeugen gibt es kaum noch, viele von ihnen haben zudem geschwiegen.

Wie soll ein junger Mensch zur Wahrheit vorstoßen, wenn er von Lüge, Leugnung und Fälschung umgeben ist, die es besonders leicht haben, weil die Führung des NS-Staates ohne Zweifel schwere Verbrechen begangen hat?

Zeitungen wie die *Preußische Allgemeine Zeitung* oder die „Junge Freiheit“ haben viel zu wenig Leser, um die permanente Geschichtsfälschung korrigieren zu können.

Susanne Orthmann, Hilden

Preußens großer Konservator

Betr.: „Für die Ewigkeit bewahren“ (Nr. 19)

Ich freue mich, daß Sie in Ihrer Zeitung unter „Kultur“ Ferdinand von Quast würdigen.

Bei unseren Reisen in die Mark Brandenburg ist uns die Kirche von Radensleben immer den Besuch wert. Sie wurde in den Jahren 1864 bis 1870 von Herrn Ferdinand von Quast restauriert und umgestaltet. Sie ist als Dorfkirche von Radensleben in ihrer Art einzigartig in der Mark Brandenburg.

Der Campo Santo und die Gegenstände in der Kirche sind ein bedeutsames Zeugnis für die Tätigkeit des ersten Konservators der Kunstdenkmäler in Preußen, Ferdinand von Quast, in seiner Heimatgemeinde.

Die Sanierungsarbeiten nach der Wende sind trotz bisheriger enormer Anstrengungen noch nicht ganz abgeschlossen.

Auch die Pflege des Gotteshauses läßt zu wünschen übrig, zumal – nach meinen vorjährigen Erkundigungen – die Pfarrstelle nicht mehr besetzt wird.

Marianne Aßelborn, Bergisch Gladbach

Die einzige Alternative zur »freiwilligen Umsiedlung« war ein Straflager

Betr.: Polen und die Vertreibung

Einen Menschen im Zwang von seiner Heimat zu trennen, bedeutet, ihn im Geiste zu töten.

Präsident Kaczynski will gern die Schuld der Vertreibung relativieren, denn er spricht bei jeder Gelegenheit („Spiegel“ 10/06) immer nur von „Umsiedlung“.

Wie die Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat nach dem polnisch-christlichen Wertesystem nun vor sich ging, möchte ich hier einmal schildern. Am 23. Januar 1945 fielen meine Heimatstadt Allenstein unversehrt und zugleich Abertausende der Bewohner und Flüchtlinge in die Hände der sowjetischen Truppen.

Die grauenhaften Taten an der deutschen Bevölkerung sind in einigen Büchern beschrieben worden (Lew Kopelew und Alexander Solschenizyn). Die nachrückenden Polen übernahmen dann am 1. April 1945 die Verwaltung der Stadt. Nun kamen aus verschiedenen Gebieten ihres Landes die Polen nach Allenstein und Umgebung und nahmen das in Besitz, was ihnen am besten gefiel. Die bisherige deutsche Bevölkerung wurde in Notunterkünften zusammengepfercht oder „durfte“ auf ihren Höfen als Knechte oder Mägde bei den Polen arbeiten. Das war die erste Vertreibung der Ostpreußen von ihrem Eigentum.

Die zweite Vertreibung fand dann für die Deutschen im Oktober 1945 statt. Wie sie vor sich ging, ist der Bekanntmachung für die deutsche Bevölkerung zu entnehmen: „Im Interesse aller Deutschen rufen wir die deutsche Bevölkerung auf, sich am 18. Oktober 1945 zur freiwilligen Abreise nach Deutschland in dem Barackenlager Karl Rosaschstr. um 7 Uhr zu melden. Falls dieser Befehl nicht ausgeführt wird, kommen alle Deutschen in ein Straflager. Stadthauptmannschaft Olsztyn“. Die einzige Alternative zur freiwilligen Abreise nach Deutschland war in dem Hinweis klar definiert.

Aufgrund dieser Tatsachen kann wohl kein Mensch von Umsiedlung sprechen, es war eine Vertreibung von Haus, Hof und Heimat. Wie der Transport der Deutschen aus ihrer Heimat nun vor sich ging, möchte ich in einem Fall schildern.

Diese armen, geschundenen Menschen wurden in offene Viehwagen verladen, so auch meine Großmutter mit 84 Jahren. Immer wieder fuhr der Zug langsam, es tauchten Plünderer auf, die den Menschen die allerletzte Habe raubten.

Als sie meiner Großmutter ihre Handtasche, worin sich mit Sicherheit nur noch ihr Gebetbuch befand, stehlen wollten, wurde sie aus dem Zug gezerrt und stürzte auf die Gleise. Dabei brach sie sich beide Oberschenkel.

Meine Tante mußte dann ihre schwerverletzte Mutter auf einen Handwagen, den sie gegen ihren Trauring getauscht hatte, nach Allenstein zurücktransportieren, wo meine Großmutter aufgrund ihrer Verletzungen nach kurzer Zeit starb.

Nun ging meine Tante zu ihrer jahrzehntelang zuständigen Pfarrei, die Jakobikirche, und wollte ihre Mutter im christlichen Sinn beerdigen lassen.

Kein Priester, auch nicht der Erzpriester Hanowski, war bereit, diese alte Frau, die ihr Leben lang nach der christlichen Glaubenslehre gelebt hatte, zur letzten Ruhe zu geleiten oder ein Gebet zu sprechen. Sie lehnten es kategorisch ab, deutsche Menschen zu beerdigen. Sie mußte dann wie ein Tier verscharrt werden.

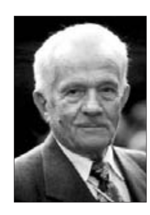
Diese Zeilen schreibe ich zur Erinnerung an eine liebe, fromme Frau, meine Großmutter. Sie fand zwar ihre letzte Ruhestätte in ostpreußischer Heimaterde, eine christliche Beerdigung wurde ihr von irregeleiteten Priestern jedoch verwehrt. Aber wie sagte einmal Jesus Christus: „Viele sind berufen, wenige aber auserwählt.“

Wir befinden uns nun über 60 Jahre in Friedenszeit. Eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen beiden Staaten kann nur auf Gegenseitigkeit beruhen und nicht solange der eine, nämlich Deutschland, immer nur der Gebende und der andere, nämlich Polen, immer nur der Nehmende ist und das über viele Jahrzehnte. Auch zeigt sich hier, daß die Deutschen nicht nur Täter, sondern auch Opfer waren, und die Polen nicht nur Opfer, sondern auch Täter.

Kurt Schumacher, von 1946 bis 1952 SPD-Vorsitzender, sprach einmal die weisen Worte: „Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen – und die Zukunft nicht gestalten!“

Helmut Katzmann, Bretten

»Moment mal!«



Die Angst der Deutschen vor dem Elfmeter – überwunden

Von Klaus Rainer Röhl

Deutschland – ein Festspiel-Land. Deutschland in Schwarz-Rot-Gold. Deutschland, ein Land, das sich selber wahrnimmt und gern hat. Schwarz-Rot-Gold auf der Haut, auf dem Auto, auf Fahnen und Transparenten, einer hatte sogar sein ganzes, zweistöckiges Haus in Schwarz-Rot-Gold gestrichen – unten gelb, Mitte rot, Dachgeschoß schwarz. Diese Bilder gingen um die Welt, nicht die verzagten Kommentare der völlig verwirrten linken Intellektuellen, die, wie einst Walter Jens, bekannten, daß sie sich immer freuen, wenn Deutschland verliert, oder, wie der Dichter Thomas Brussig, vom „Spiegel" befragt, „fortschrittliche Intellektuelle möchten am liebsten gar keine Nationalismen mehr sehen. Ist es im Fußball erlaubt, für 90 Minuten Nationalist zu sein?" Altkluge und Naseweise befanden, „ja, für 90 Minuten. Aber zu einem Spiel gehört auch, daß es vorbei ist ..." Gibt es noch immer bei uns linke Intellektuelle, die sich freuen, wenn Deutschland verliert und die dem gemeinen Volk die schwarz-rot-goldene Ausgelassenheit mißgönnen?

Die deutschen Intellektuellen hatten schon immer ein verkorkstes Verhältnis zum Volk. Zum einfachen Volk. Das ist schon seit Jahrhunderten so. Es wäre besser, wenn man ihnen statt dessen nachsagen könnte, daß sie ein schlechtes Verhältnis zum Adel, zu den regierenden Eliten, zum großen Geld gehabt hätten. Denen aber krochen sie immer hinten rein, wenn man sie nur ließ. Meist glückte es nicht, dann empfanden sie sich später als Opfer des Systems, das sie ausgeschlossen und verschmäht hätte, weil sie zu kritisch gewesen wären. Das stimmte fast nie. Alle Hölderlins und die vielen anderen, die sich als Hauslehrer und Dorfpfarrer durchschlagen mußten, wären auch lieber Goethe in Weimar gewesen. Übermacht, ihr könnt es spüren. Alle Nietzsches, die ihr Leben lang an ihrer Isolierung litten, wären am Ende auch lieber Wagner in Bayreuth gewesen und hätten gern dessen Erfolg gehabt. Tausende ungelesene Schriftsteller, die die Nase über die großen Bestsellerautoren rümpfen, hätten doch gern einmal in ihrem Leben den Erfolg von Günter Grass. Was der deutsche Intellektuelle aber noch mehr verachtet als seinen Mißerfolg, ist der Ungebildete, der ungeschlachte Bauer, der scheinbar empfindungslos plumpe Prolet. Dabei wären die kleinen Leute die natürlichsten Verbündeten der Intellektuellen, denn auch sie sind Verlierer. Aber bloß das nicht. Deswegen wurde auch das Feizeitvergnügen der kleinen Leute schon immer verachtet. Wie sich die platten Burschen freuen! Bis heute. So gilt auch heute das Freizeitvergnügen des kleinen Mannes als verächtlich, seine Ausgelassenheit auf dem Fußballplatz oder beim Ballermann auf Mallorca, immer mit der „Bild"-Zeitung oder vor der „Glotze". Beim Karneval oder auf dem Oktoberfest und bei Gosch auf Sylt. Schon Gymnasiasten sprechen heute verächtlich vom Prolo, vom Proll. Die verachten sie und fühlen eine kleine Genugtuung dabei, die ihnen über den Abend hilft. Nicht das Freizeitverhalten ihrer natürlichen Gegner, der feingeistigen Unternehmer und smarten Manager, der gutgelaunten Partei- und Regierungseliten aller Farben verachten sie, mit Multikulti-Kinderfrau und Wellness-Gattin, die im Körnerladen einkauft und für einen besseren Kindergartenplatz kämpft, nicht die Golfspieler und Sporttaucher und Drachenflieger und guttrainierten Fitneß-Hotelbesucher mit Salzburg-Wochenende sehen sie mit Mißtrauen, sondern ihren einfachen Mitbürger vom Fan-Club Mönchengladbach, der auf dem Fußballplatz mitsingt, wenn alle singen. Ach, die intellektuellen Kleinbürger verachteten schon in der Weimarer Republik den kleinen Mann und das schlimmste Schimpfwort, was Brecht für Hitler finden konnte war bezeichnenderweise „Anstreicher". Das Volk der Deutschen verachteten die Linken nach Kräften. Tucholsky nannte die Deutschen „verdummt, verengt, verpennt, blockiert", nur durch eine Reise nach Paris und einen Bummel auf dem Boulevard könnten sie geheilt werden. Das hat Tradition, die fortgesetzt wurde. Noch heute betrachtet der seit nunmehr drei Generationen im Geist der Reeducation erzogene Meinungsmacher nichts mit so großem Mißtrauen wie das Volk, dem er angehört. Es ist das Volk, das 1989 von sich rief „Wir sind das Volk!" und wenig später „Wir sind ein Volk!", und gerade die letzte Wendung sah der nach dem Krieg aufgewachsene und erzogene Intellektuelle mit tiefem Mißtrauen. Weil es angeblich Hitler gewählt hat: Es hat übrigens 1932, bei seinen letzten freien Wahl, mit großer Mehrheit KPD und SPD gewählt, also die Volksfront. Aber die täglichen Warnungen der Medienmacher gelten nicht den Gefahren einer Wiederaufnahme der Volksfront unter Lafontaine und Beck, sondern der „Gefahr" eines wieder erwachenden Nationalgefühls, das besonders auf dem Fußballplatz aufflammen könnte wie ein Flächenbrand. Da gibt es für die meisten deutschen Dichter, Schriftsteller und Journalisten nichts Gefährlicheres als das Volk. In den Augen seiner selbsternannten Volkserzieher besteht die Gefahr, daß es sich beispielsweise über die Fußballweltmeisterschaft, womöglich über einen deutschen Sieg in der Vorrunde freuen könnte, spontan Gefühle zeigen könnte, gemeinschaftliche Gefühle, gar Zusammengehörigkeitsgefühle wie 1989. Vaterlandsliebe, Patriotismus, Liebe zu Deutschland, das war den rot-grünen Herrschaften schon immer verdächtig und stand auch in der DDR unter Faschismus-Verdacht. Biermann beobachtete, daß für die deutschen Kommunisten das Volk, „der große Lümmel", eigentlich nur verdächtig sei und man ihn durch strenge Erziehung zum Guten zwingen müsse: „So gründlich haben wir geschrubbt / Mit Stalins hartem Besen / Daß rot verschrammt der Hintern ist / Der einstmals braun gewesen."



Deutschland vor: Überall im Land wehen Nationalfahnen. Foto: snapshot-photography

So streute man schon in die erste Freude der Deutschen über den Beginn der Spiele und sogar während des Jubels der 300000 Zuschauer vor der Riesenleinwand am Brandenburger Tor über den ersten Sieg bei dieser Weltmeisterschaft noch ständig bis zum Überdruß die Rede von der Gefahr von rechts. Eine Warnung, die immer abrufbar ist wie die Ansage eines Anrufbeantworters: „Gerade in diesem Land, das eben noch Hitler und die Judenverfolgung hervorgebracht hat." Eben noch? Ja, uns soll es vorkommen wie eben, ob wir abends fernsehen oder morgens den „Spiegel" und den „Stern" lesen, zum Greifen nahe das alles, als wäre Hitler gerade im Zimmer nebenan gewesen. Und hatte es 1954 beim deutschen Sieg in Bern, nicht auch so einen „nationalen Taumel" gegeben? Die müde gewordenen Antifa-Kader lebten noch einmal so richtig auf und zuckten in den alten Reflexen. Ein NPD-Auftritt mit 200 Leuten, der völlig im Trubel der Spiele unterging, und schon kämpfen 4000 lautstarke Gegendemonstranten von der Antifa gegen die Polizei und schreien mit schmerzverzerrten Gesichtern rhythmisch ihre Warnung vor der Gefahr eines neuen Faschismus heraus, mehrfach wiederholt für die ausländischen Fernsehkameras. Doch die Gefahr geht nicht von den 200 rechten Demonstranten aus. Die Gefahr geht von der antideutschen Propaganda aus. Und die betreiben unsere linken Medien. Es ist genau wie bei der Wiedervereinigung 1989. Auch da gab es schwarz-rot-goldene Fahnen, „Deutschland-Rufe" und Jubel und Begeisterung. In Ost und West. Sogleich setzte eine massive Kampagne von links ein, gegen die „Gefahr eines neuen Nationalismus". Ein wiedervereinigtes Deutschland bedroht den Frieden. Das darf nicht geschehen. Haltet die Entwicklung auf. Wehret den Anfängen! Der Jubel und die Freude der Deutschen an ihrer glücklichen Neu-Vereinigung fegte die Bedenken der Politiker hinweg, viele Politiker zum Glück auch. Auch diesmal, 2006 wollen Leute in Deutschland den „Anfängen wehren". Warnen vor dem Wiedererstehen eines neuen Nationalismus, des Rassismus und der Intoleranz. Doch zum Glück – für Deutschland – ist die Spontaneität auch diesmal stärker als die Propaganda. Zudem hat sich die Lage, nach mehr als 16 Jahren, verändert. Viele der alten Kämpfer aus der Zeit des Kalten Krieges sind abgetreten. Die verbittert-verbiesterte Generation der politischen Korrektheit hat ausgedient, ist unsicher geworden. Eine neue Generation ist herangewachsen, die nüchterner die Welt und das eigene Land betrachtet und fröhlicher sich des großen Festes und des neuen Selbstbewußtseins freuen will. Deutschland ist wieder wer. Deutschland kann sich wieder ungezwungen über sich selbst freuen, sich selbst feiern.

Der Aufbruch vor allem der Jugend war lange aufgestaut und um so überraschender. Schon in den frühen Morgenstunden der Eröffnung der Weltspiele sah man in Berlin ganze Schulklassen in den Farben schwarz-rot-gold geschminkt auf den Straßen, im Laufe des Tages zogen Zehntausende durch die Stadt. Jedes zweite Auto hatte einen Wimpel mit der Fahne der Deutschen, viele hielten auch die Fahnen aus den Autos. Waren es noch die Fahnen von 1989 und 1990, die so tausendfach aus den Autos gehalten worden waren? Das wäre sehr bedenkenswert. Wohlgemerkt: Es waren keine roten Fahnen oder die Regenbogen-Fahnen der internationalen Friedensbewegung oder die Farben Bayern oder Berlins. Es war die Fahne der Deutschen, die da gezeigt wurde. Es war, es ist ein internationales Fest, aber wir sind der selbstbewußte Gastgeber. Eine selbstbewußte Nation.

Auch Goethe war dort gern zu Gast

Die Danzigerin Johanna Schopenhauer führte in Weimar einen angesehenen Salon

Von Rüdiger Ruhnau

Als Johanna Schopenhauer mit ihrer neunjährigen Tochter Adele 1806 in Weimar eintraf, zählte die kleine Residenzstadt an der Ilm etwas mehr als 6000 Einwohner. Das alte herzogliche Schloß hatte ein Brand vernichtet, gerade erst drei Jahre lang residierte der sächsisch-weimarische Hof in dem neuen Schloßgebäude, das unter maßgeblichem Einfluß Goethes nach mancherlei Schwierigkeiten fertiggestellt werden konnte. Johann Wolfgang von Goethe wurde schon als 26jähriger an den Hof des Herzogs Carl August nach Weimar gerufen, wo er hohe Staatsstellungen einnahm.

Johanna Schopenhauer geborene Trosiener (1766–1838) hatte mit 18 Jahren den 20 Jahre älteren Handelsherrn Heinrich Floris Schopenhauer geheiratet. Einige Jahre nach der Geburt des Sohnes Arthur verlegte das Ehepaar seinen Wohnsitz von Danzig nach Hamburg, wo der Vater auf ungeklärte Weise ums Leben kam. Es

Die lebensfrohe Witwe schloß erste Bekanntschaften

ist erstaunlich, mit welcher Zielstrebigkeit die lebensfrohe, gut situierte Witwe den deutschen Musensitz zum künftigen Wohnsitz erkor, gedachte sie doch, dort eine ganz bestimmte Rolle zu spielen. Sie bezog eine Wohnung an der Esplanade, nahe dem Theater und schloß die ersten Bekanntschaften.

Die Übersiedlung nach Weimar fiel in eine unruhige Zeit. Nach der preußischen Niederlage bei Jena überschwemmten französische Soldaten das Ilmstädtchen, es kam zu Plünderungen, wer sich widersetzte, wurde schwer mißhandelt. Auch in die Wohnung der Madame Schopenhauer drangen Soldaten ein. Es gelang ihr jedoch, französisch parlierend und Geschenke verteilend, die Eindringlinge zu besänftigen, was sich schnell herumsprach. Um „einander die trüben Tage wechselseitig zu erheitern“, versammelten sich nun öfter Gäste bei Johanna Schopenhauer.

Die Zurückhaltung der Weimarer Gesellschaft gegenüber der Frau Geheimrätin Goethe, die nicht als hoffähig galt, mochte Johanna keineswegs teilen. Schon einen Tag nach der Eheschließung des Dichters mit Christiane Vulpius stellte Goethe seine Gattin Madame Schopenhauer vor. In einem Brief an den Sohn Arthur



Im Haus am Frauenplan: Goethe beim Betrachten einer Zeichnung mit den beiden Enkeln Wolf und Walther, im Hintergrund stehend die Danzigerin Ottilie von Goethe, Eckermann und Coudray (Bleistift- und Federzeichnung von Neureuther, um 1830)

findet sich der Satz: „Ich denke, wenn Goethe ihr seinen Namen gibt, können wir ihr wohl eine Tasse Tee geben.“ Johannas Wunsch, die zwanglosen geselligen Zusammenkünfte in ihrem Hause weiter auszubauen, nahmen konkrete Formen an, als Goethe seine Unterstützung in Aussicht stellte. So begann dann am 12. November 1806 die Reihe der Teeabende, die in ganz Deutschland zu einer Berühmtheit werden sollten: „Alle Sonntage und Donnerstage von fünf bis gegen neun versammeln sich meine Freunde bei mir; was an interessanten Bekannten herkommt, wird mitgebracht. Ich gebe Tee, nichts weiter; das übrige Vergnügen muß von der Gesellschaft selbst entstehen.“ Gespräche über Krieg und Politik waren verpönt.

Sehr angenehm empfanden die Besucher auch die Abwesenheit jedes Zwanges. Goethe konnte sich als Gast, ohne besondere Verpflichtung, bei Madame Schopenhauer weit freier geben als zu Hause, wenn er selbst Gäste empfing. Johanna stellte ihm in einer Ecke des Zimmers ein Tischchen mit Zeichenmaterialien bereit. Wenn der Geheimrat keine Lust zur Unterhaltung mit anderen verspürte, nahm er dort Platz, skizzierte oder tuschte mit leichter Hand kleine Landschaften aus der Erinnerung, die zum Teil in das erhalten gebliebene „Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein“ Eingang fanden.

Johanna Schopenhauer war nicht die einzige Danzigerin, die vom Glanz des Goetheschen Musenhofes angezogen wurde. Auch Ottilie von Pogwisch (1796–1872) kam mit ihrer Mutter nach Weimar, gelangte in den Bannkreis um Goethe, lernte dessen Sohn August kennen, den sie im Jahre 1817 ehelichte. Goethe sah in der Einheirat seines Sohnes in die Familie v. Pogwisch einen gewissen standesgemäßen Ausgleich für die voreheliche Geburt des Sohnes August. Er nannte die junge Schwiegertochter zärtlich „sein Töchterchen“. Von Haushalt und Küche soll die Danzigerin allerdings nicht viel verstanden haben, um so mehr lebte sie sich in die Geisteswelt des Dichters ein. Ottilie v. Goethe schenkte ihrem Gatten August zwei Söhne und eine Tochter, mit denen der Name v. Goethe erlosch. August v. Goethe starb 1830 in Rom, zwei Jahre vor seinem Vater. Die geistig regsame Ottilie war eng befreundet mit Adele Schopenhauer (1797–1849), der Schwester des Philosophen, die im Hause am Frauenplan ein und aus ging. Adeles Tagebücher enthalten eine Fülle von Beobachtungen des Goethe-Kreises. Der Dichter schätzte das kluge Mädchen, er liebte ihre reizvollen Scherenschnitte, die in einigen Versen Goethes an den Maler Rösel verewigt worden sind:

Schwarz und ohne Licht
und Schatten
Kommen,
Röseln aufzuwarten,
Grazien und Amorinen;
Doch er wird sie
schon bedienen.
Uns mit Linien vorzuhexen,
Wird er auch
Adelens Klecksen,
Zartumrißnen, Licht
und Schatten,
Solchen holden Finsternissen,
Freundlich
zu verleihen wissen.

Zum Teilnehmerkreis des ersten bürgerlichen Salons in Deutschland zählten alle Weimarer Persönlichkeiten von Rang, neben zahlreichen Besuchern Goethes. Darunter Karl Ludwig Fernow, Kunstschriftsteller und Bibliothekar der Herzogin Anna Amalia; der Dichter Christoph Martin Wieland, als Erzieher des Erbprinzen Carl August in die thüringische Residenzstadt gerufen, mit ihm begann die große literarische Epoche. Dann der Königsberger Dichter und ehemalige preußische Beamte Zacharias Werner, dessen Drama „Wanda, Königin der Sarmaten“ Goethe im Hoftheater aufführen ließ.

Seit 1798 lebte auch der Danziger Johann Daniel Falk in Weimar. Sein zeitweise nahes Ver-

Dichter und Maler gaben sich die Klinke in die Hand

hältnis zu Goethe schilderte er in einer der ersten Biographien des Olympiers, „Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt“. Gerne besuchten auch bildende Künstler Johannas Salon. Carolina Bardua malte Johanna zusammen mit ihrer Tochter, Gerhard von Kügelgen gestaltete mehrere Porträts Goethes, aber auch ein schönes Ölbildnis der Gastgeberin, das sich heute in Weimar befindet.

Die Glanzzeit der Teeabende dauerte ungefähr zehn Jahre. Als Goethe sich später zurückhielt, blieb das freundschaftliche Band über Adele Schopenhauers Freundschaft mit der Schwiegertochter des Dichterfürsten weiterhin geknüpft.

Angeregt durch die geistige Atmosphäre Weimars entdeckte Johanna, die auch als Malerin Talent besaß, ihre poetische Begabung. Es erschienen die „Erinnerungen von einer Reise durch England und Schottland in den Jahren 1803–1805“, die sie mit Mann und Sohn unternommen hatte. Später folgten eine Reihe von Erzählungen und Romanen, darunter „Gabriele“. Von diesem Roman sagte Goethe, „daß er ein reines Leben voraussetzt und alles nach dem Wirklichen gezeichnet ist“.

Begegnungen

Adreßbuch und Prominentenlexikon

Prominente Zeitgenossen führen ein gewiß schweres Leben. Eine alles beherrschende Frage bewegt sie: Sollen sie sich freuen, wenn man sie erkennt? Oder sollen sie sich ärgern, wenn man sie nicht erkennt? Mit der Kehrseite des Ruhms kann nicht jeder Prominente souverän umgehen. Nun ist nicht jeder Fan gleich ein „Stalker“, ein Mensch also, der das Objekt seiner Begierde gnadenlos verfolgt, doch können auch einfache Autogrammjäger lästig sein. Der Schauspieler Manfred Krug scheint da schlechte Erfahrungen gemacht zu haben. Das jedenfalls liest sich aus einem geharnischten Brief, den er an den Autor Klaus-Martin Kersten schickte und in dem er sich energisch verbat, daß seine Anschrift in dem von Kersten bearbeiteten Buch veröffentlicht werde. „Mir scheint, daß das Neue an Ihrer Geschäftsidee einzig darin besteht, die Adressen von sogenannten Prominenten auszuposaunen, damit jeder Autogrammdepp weiß, wo er zu klingeln hat“, wetterte Krug (Schade, er kam sonst so sympathisch über den Bildschirm ins Wohnzimmer!). Meistens hat Kersten, der sechs Jahre an dem **Berliner Prominentenlexikon** (Berlin Edition in der be.bra Verlag GmbH, Berlin, 312 Seiten, 177 Abb., brosch., 19,90 Euro) gearbeitet hat, allerdings keine derartig abweisenden Bescheide von den angeschriebenen Prominenten erhalten. So ist ein Buch entstanden, das man durchaus auch als Stadtführer für Rundgänge auf eigene Faust nutzen kann.

Eine Thementour durch die Hauptstadt bietet sich an. So fangen Musikfreunde etwa bei dem Komponisten Paul Abraham („Victoria und ihr Husar“) an, der in Wilmersdorf lebte, gehen weiter nach Schmargendorf zu Theo Mackeben („Nur nicht aus Liebe weinen“) und gelangen schließlich zu Ilse Werner, der Schauspielerin mit Pfiff, die in Kleinmachnow und im Grunewald lebte. Eine illustre Reihe, die man natürlich auch auf andere Gebiete von Kunst und Kultur ausweiten kann, um auf unterhaltsame Art die Hauptstadt zu erkunden. *os*

Mit stürmischer Anmut

Vor 100 Jahren wurde der Schauspieler Albert Lieven geboren

Albert Lieven, der 1906 als Sohn eines Arztes im ostpreußischen Hohenstein geboren wurde, hätte am 23. Juni seinen 100. Geburtstag begehen können. Unsere älteren Leser werden sich an seine Vorkriegsstreifen wie „Ich bei Tag und Du bei Nacht“, „Reifende Jugend“ (nach dem Drama „Jugend“ von Max Halbe), „Krach um Jolanthe“, „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“, „Mach mich glücklich“, „Abel mit der Mundharmonika“ und „Frau ohne Bedeutung“ erinnern.

Albert wollte wie sein Vater Arzt werden. Dann jedoch schnupperte er als Statist Bühnenluft und es war um ihn geschehen. Zunächst aber besuchte er Schulen in Neidenburg, Allenstein und in Königsberg (Friedrichskolleg). Doch bald erhielt er ein Engagement in Gera, ging dann nach Königsberg, wo er am Schauspielhaus unter Fritz Jeßner wirkte. Schließlich kam er nach Berlin und wurde ins Ensemble des Preußischen Staatstheaters am Gendarmenmarkt aufgenommen. 1936 ging Albert Lieven seiner jüdischen Frau Petra Peters zuliebe zunächst nach Frankreich, dann nach London. Auch beim englischen Film fand Lieven bald offene Türen. Streifen wie „Der letzte Schleier“, „Ungeduld des Herzens“, „Schlafwagen nach Triest“ und „Hotel Sahara“ entstanden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg drehte Lieven auch wieder in Deutschland. Erinnert sei an „Klettermaxe“, „Geliebtes Leben“, „Das Lied von Kaprun“, „Des Teufels General“ und „Der Gorilla von Soho“.



Beliebter Darsteller: Albert Lieven mit Lilly Palmer in dem Streifen „Beware of Pity“ (1946) nach einem Roman von Stefan Zweig Foto: Archiv

Im deutschen Fernsehen war er ein gern gesehener Gast („Kidnap“, „Ein netter Herr“, „Wie ein Blitz“). Doch obwohl Albert Lieven zahlreiche Bühnen-, Film- und Fernsehverpflichtungen in Deutschland hatte, zog es ihn immer wieder nach England in sein Haus in Farnham (Surrey). Die Landschaft erinnerte ihn sehr an seine Heimat. Als er einmal gefragt wurde, was er im Ruhestand machen wolle, antwortete er spontan: „Dann werde ich Kumstbauer ...“

Im Herbst 1971 aber mußte der Mime wegen eines Krebsleidens eine geplante Deutschland-Tournee mit dem Anouilh-Stück „Cher Antoine“ absagen. Am 17. Dezember 1971 starb Albert Lieven in seiner Wahlheimat England.

Der große Theaterkritiker Friedrich Luft schrieb in einem Nachruf für den Ostpreußen: „Er hatte die stürmische Anmut eines jungen Wandervogels. Er war der im besten Sinne romantische deutsche Jünglingstyp ...“

Und Luft schrieb weiter: „Er war nie einer der umstürzenden Protagonisten – aber so verläßlich, so unaufwendig genau in seiner Arbeit und war so ungemein sympathisch. Man soll um ihn trauern ...“ *SiS*

Heilmittel

»300 Jahre Musikbad Pyrmont«

Friedrich der Große war keineswegs nur der „Flötenspieler von Sanssouci“. Auch in Bad Pyrmont, wo der Preußenkönig 1744 und 1746 zur Kur war, konnte der Monarch nicht von seiner Leidenschaft zum Musizieren lassen, und so spielte er auch in dem noch heute für sein reges Musikleben bekannten Ort. Dies geschah zum Leidwesen manches Interessierten unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Das war allerdings eine Besonderheit, die für alle anderen großen und kleinen Musizierenden keineswegs üblich war, denn hier war die Musik für die Öffentlichkeit gedacht.

In der Ausstellung „300 Jahre Musikbad Pyrmont“ im dortigen Schloß kann der Interessierte sich darüber kundig machen, wer die traditionsreiche Kurmusik in dem niedersächsischen Musikbad geprägt hat.



Friedrich II.

Auf bunt gedruckten von der Decke hängenden Kunststoffahnen wird der Museumsbesucher mit den Namen und Lebensläufen der bekanntesten Musiker konfrontiert. Ob der Barockkomponist Georg Philipp Telemann, der von Königin Luise für sein Können bewunderte Friedrich Heinrich Himmel, der deutsche Komponist, Schauspieler und Sänger Albert Lortzing, der weltberühmte Dirigent Fritz Busch oder der Publikumsliebling Mario Traversa; sie sind nur einige derjenigen, die Bad Pyrmonts Musikleben auch überregional bekannt machten.

Da es außer medizinischen Heilmitteln auch seelische Heilmittel gibt, zu denen auch die Musik zählt, ist sie auch heute noch für eine Rund-um-Kur unentbehrlich, was auch im Unterhaltungsprogramm der Gegenwart berücksichtigt wird. In der Ausstellung hätte man sich jedoch mehr gewünscht, die Musik nicht nur über das Auge nachvollziehbar zu machen, sondern mehr auf das Ohr des Besuchers zu setzen. Zwar sind in den Ausstellungsräumen auch Säulen, an denen der Interessierte sich über Kopfhörer eine Hörprobe abholen kann, auch wurde die Ausstellungseröffnung in der Konzertmuschel im Kurpark aufwendig eröffnet, für eine Ausstellung über Musik ist es jedoch zu wenig. So wäre das Thema bei der Besichtigung der vielen Originaldokumente und Fotos gleich nachvollziehbarer, wenn der Museumsbesucher durchgehend von Hörbeispielen beschallt werden würde. *R. Bellano*

Das Museum hat täglich außer montags von 10 bis 17 Uhr geöffnet, Schloßstraße 13, Telefon (0 52 81) 94 92 48, www.museum-pyrmont.de

Kunst aus Küche und Keller

Sammlung von Speise- und Menükarten aus aller Welt – Zwölf Gänge für Seereisende

Von Angelika Fischer

Laut Brockhaus ist eine Speisekarte „das Verzeichnis der Gerichte, die in einer Gaststätte angeboten werden“. In dieser nüchternen Definition liegt indessen nur die halbe Wahrheit: Vergleicht man Speisekarten aus unterschiedlichen Epochen und Jahrhunderten, wird schnell deutlich, daß sie gleichzeitig Dokument und Spiegelbild ihrer Zeit sind. Unterschiedliche Moden, Eßgewohnheiten und Geschmacksrichtungen lassen sich ebenso daraus ablesen wie das handwerkliche und technische Niveau einer Küche. „Wenn ich das eine oder andere kostbare alte Stück mit den damals gereichten Köstlichkeiten studiere, bedauere ich, damals nicht selbst mit dabei gewesen zu sein“, schmunzelt Sammler Wolfgang Gross. Im Laufe von gut vier Jahrzehnten hat der mittlerweile im Ruhestand lebende Gastronomiefachmann über 35 000 Speise- und Menükarten aus rund 200 Jahren zusammen getragen und besitzt damit die vermutlich umfangreichste Sammlung der Welt.

Sein ältestes Stück ist eher unscheinbar: ein vergilbter, mit Federkiel und Tinte in Sütterlin beschrifteter „Speisezettel“ aus dem Prager Hotel „Blauer Stern“ aus dem Jahre 1781. Diese und andere seltene Kostbarkeiten bilden den Grundstock der Sammlung, die Gross 1968 von seinem Schwiegervater erhielt. Dieser war seinerzeit ein bekannter Koch in Karlsbad und hatte Karten vorwiegend von Gesellschaften und Festessen gesammelt, die deutsche Adlige während ihrer Kuraufenthalte gaben.

Das Geschenk an den Schwiegersohn umfaßte damals rund 400 Exponate. Es kam gut an. Als gelernter Kellner und Absolvent der Hotelfachschule Montana in Luzern war Gross zehn Jahre lang als Steward bei der Hamburg Südamerikanischen Dampfschifffahrtsgesellschaft zwischen Hamburg und Brasilien zur See gefahren und hatte selbst die eine oder andere besondere Menükarte aufbewahrt. Seitdem hat er die Sammlung ständig erweitert und während seiner letzten beruflichen Station als Wirtschaftsdirektor im „Plaza Hotel“ (heute „Radisson SAS“) 1989 dort eine Ausstellung organisiert anläßlich des 800. Hamburger Hafengeburtstages zum Thema „Menükarten internationaler Schiffahrtslinien von der Kaiserzeit bis zur Gegenwart“.



Gross mit Menü-Teller vom Bocuse d'Or: Die Kaffeeflecken auf der Speisekarte (l.) stammen vom Kaiser Wilhelm II.

Fotos (2): Fischer, privat

Aus Gross' Zeit bei der christlichen Seefahrt stammt nicht nur seine maritime Leidenschaft, sondern auch sein besonderes Faible für Menükarten historischer Luxusliner. „Diese Karten können Geschichten erzählen, sie leben“, sagt Gross. In der Tat werden Glanz und Gloria des deutschen Kaiserreiches auf den um 1900 entstandenen Schiffsspeisekarten besonders deutlich. Mit geprägten Wappen, Flaggen und maritimen oder auch exotischen Motiven aus deutschen Kolonien spiegeln sie den wilhelminischen Zeitgeist wider. „Die Menüs an Bord waren üppig und umfaßten bis zu zwölf Gänge“, dokumentiert Gross anhand zahlreicher Karten, „wer sich eine Überfahrt Erster Klasse nach Afrika oder Amerika leisten konnte, wollte kulinarisch opulent verwöhnt werden.“

Während zu Kaisers Zeiten die Speisekarten an Bord überwiegend zweisprachig in deutsch und englisch geschrieben waren, setzte sich in den Spitzenrestaurants an Land die französische Sprache durch. Der berühmte französische Koch Auguste Escoffier prägte maßgeblich die Kochkunst des beginnenden 20. Jahrhunderts und gilt bis heute als „Vater“ der klassischen internationalen Hotelküche. Das Fehlen moderner Kühltechnologie glichen die Küchenchefs durch Verwendung regionaler und saisonaler Produkte aus. So war beispielsweise auf den Karten der Hamburger Traditionsrestaurants Elbzander ebenso zu finden wie Helgoländer Hummer. „Andere Delikatessen wie gefüllter Kalbskopf, Bärenschinken oder Schildkrötensuppe sind dagegen längst wieder von den Karten verschwunden“, so Gross, „die letzte Schildkrötensuppe, die in meiner Sammlung dokumentiert ist, wurde in den 30er Jahren im Louis C. Jacob an der Elbchaussee serviert“.

Eine spezielle „Trophäensammlung“ hat Gross zusammengetragen mit den Karten von Staatsbanketten aller deutschen Bundespräsidenten und Bundeskanzler. „Bis auf Ludwig Erhard bin ich komplett, der war zu kurz im Amt“, bedauert Gross. Wer zum Beispiel wissen möchte, was sich Helmut Kohl und sein Freund Michail Gorbatschow am 10. November 1990 im „Deidesheimer Hof“ von Maître Manfred Schwarz vorsetzen ließen, bekommt von Wolfgang Gross die Antwort „à la Carte“ serviert: gebackene Griebenwurst, Grünkernsuppe mit Markklößchen und Saumagen, Leberknödel, Bratwurst, Sauerkraut und Sahnepüree.

Eine weitere Abteilung seiner Sammlung hat Gross den Hochzeiten prominenter Zeitgenossen wie beispielsweise Michael Schumacher gewidmet. Um die Menükarte der Hochzeitsfeier von Pop-Ikone Madonna hat er sich bislang allerdings vergeblich bemüht ... Wie Gross betont, interessiere ihn bei derartigen Karten lediglich der Anlaß: „Von der Gestaltung her sind sie zumeist schlicht, ohne den künstlerischen Aufwand früherer Zeiten.“ Überhaupt seien aus Sammlersicht die heutigen Speise- und Menükarten in der Regel uninteressant: „Außen abwaschbares Plastik mit Metallecken, innen ein Passepartout zum Auswechseln des Computerausdrucks – das macht einfach keinen Spaß!“

Übrigens: Wer bei sich zu Hause in irgend einer Schublade die eine oder andere vergessene alte Speise- oder Menükarte findet – bitte nicht wegwerfen! Wolfgang Gross freut sich über jeden Neuzugang in seiner Sammlung. Adresse: Wolfgang Gross, Quadenweg 26e, 22453 Hamburg, Fon & Fax (0 40) 551 58 54.

Gartenzwerg und Goethe

In Nürnberg geht man in einer Ausstellung der Frage »Was ist deutsch?« nach

Was ist deutsch? Gartenzwerg oder Goethe? Kuckucksuhr oder Kant? Pickelhaube oder Pünktlichkeit? In kaum einem anderen Land wird die Frage nach der eigenen Identität so intensiv gestellt wie in Deutschland. Und je mehr Menschen man befragt, umso vielfältiger fallen die Antworten aus.

Das Germanische Nationalmuseum (GNM) in Nürnberg geht mit der großen Ausstellung „Was ist deutsch?“ dieser Frage nach und nimmt dabei natürlich auch das Nationalgefühl der Fußball-Weltmeisterschaft ins Visier. Die Ausstellung unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten Dr. Horst Köhler ist eine Kooperation mit dem „Kunstpädagogischen Zentrum der Museen“ in Nürnberg (KPZ).

In einer anregenden Mischung aus Ernst und Leichtigkeit werden in der Ausstellung fünf Themenfelder behandelt („Sehnsucht“, „Vaterland“, „Glaube“, „Charakter“, „Geist“) und Antworten auf die zentrale Frage gesucht, die jedoch dem Besucher nicht aufgedrängt werden. Im „Geist“ geht es um den Begriff der Kulturnation. Dort werden nicht nur die Stützen der Kulturnation, das Konzept der Dichter und Denker, beleuchtet, sondern auch kulturelle Leitmotive der letzten 200 Jahre. Der „Charakter“ spürt den Facetten der deutschen Mentalität zwischen Leistungsdenken und Gemütlichkeit nach. Dabei kommt „Made in Germany“ ebenso vor wie die deutsche Kaffeerunde, der Verein oder die Frage, ob Pünktlichkeit noch eine deutsche Tugend darstellt.

Das Thema „Glaube“ reicht von der Bedeutung Luthers über die Religiosität unserer Tage bis hin zum christlich-jüdischen Verhältnis und der Herausforderung, die der Dialog mit dem Islam heute darstellt. In der „Sehnsucht“ geht es um das Verhältnis der Deutschen zum Wald, um ihre Liebe zu Italien und um den Wunsch nach dem guten Herrscher, der leicht in den Ruf nach dem starken Mann umschlagen konnte.

Das „Vaterland“ widmet sich der Lebenserfahrung in den beiden deutschen Staaten, thematisiert die Begriffe Grenzen, Heimat, Freiheit und Zerrissenheit, spart aber auch den Holocaust als Bezugspunkt in der Frage der nationalen Identität nicht aus.

Ohne den Besuchern vorgefertigte Antworten vorzusetzen, strebt die Ausstellung an, Diskussionen anzuregen. Im Fokus stehen die letzten zwei Jahrhunderte deutscher Kulturgeschichte von den Befreiungskriegen bis zur Gegenwart, eingeschlossen auch Rückblicke auf die Traditionslinien bis zur Dürerzeit.

„Was ist deutsch?“ nähert sich der Frage mit einer vielschichtigen Auswahl von etwa 700 Objekten, die sowohl der heutigen Alltagskultur als auch Museumssammlungen entstammen. Mit ihren Werken sind unter anderem so bedeutende Künstler vertreten wie Albrecht Dürer, Hans Baldung Grien und Lukas Cranach, Moritz von Schwind, Philip Otto Runge und Karl Friedrich Schinkel, Christian Rohlfs, Lyonel Feininger und Karl Hofer, Jörg Immendorff, Gerhard Richter und Wolfgang Mattheuer. Diese illustre Runde trifft auf Dinge des deutschen Alltags: das Sandmännchen, den Schäferhund, den Schrebergarten, aber auch auf Themen wie Heimat, Muslime in Deutschland oder die neue Modesportart Nordic Walking.

Im geschichtsträchtigen Umfeld Nürnbergs und in einem Museum, das 1852, nach der gescheiterten politischen Einigung der deutschen Staaten, gegründet wurde, um die Einheit des „germanischen“, das heißt deutschsprachigen Kulturraums zu dokumentieren, hat eine fundierte Auseinandersetzung mit den Aspekten deutscher Identität ihre besondere Bedeutung. Prof. Dr. G. Ulrich Großmann, Generaldirektor des GNM, stellt dazu fest: „Als Nationalmuseum können wir wie kein anderes Museum in diesem Land unsere Sammlungen als Fundus nutzen, um Fragen zu stellen und Antworten zu suchen.“

„Wir gehen nicht deutsch-grüblerisch an die Frage heran, sondern zeigen eine spannende, zur Diskussion anregende Präsentation, mit Witz und auch provokant“, erläutert Matthias Hamann, der zusammen mit Thomas Brehm (KPZ) das Ausstellungsteam leitet, das Konzept. Eine einheitliche Antwort auf die Frage „Was ist deutsch?“ wird es kaum geben. Also: Gartenzwerg *und* Goethe, Kuckucksuhr *und* Kant ... *pm / man*

Die Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, Kartäusergasse 1, 90402 Nürnberg, ist dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs bis 21 Uhr geöffnet, Eintritt 4 / 3 Euro, bis 3. Oktober. Zur Ausstellung erschienen ein umfangreicher, farbig bebilderter Katalog (272 Seiten) und ein Band mit den Beiträgen zu einer 2005 abgehaltenen wissenschaftlichen Tagung (132 Seiten, 16 farbige., zahlr. schwarzweiße Abbildungen, im Museum je 18 Euro).

Spannungsreich

Kleinplastik in Neu-Ulm ausgestellt

Eine Skulptur kann das Vielfache der Lebensgröße haben und dennoch als kleinlich empfunden werden – eine kleine Skulptur, hinter der eine große Vorstellung steht, vermag das Gefühl des Ungeheuren und Monumentalen hervorzurufen“, hat der Bildhauer Henry Moore einmal gesagt. Die Ausstellung „Skulptur! Klein! Skulptur!“ im Edwin Scharff Museum am Petrusplatz in Neu-Ulm versammelt derzeit über 90 Kleinplastiken einer süddeutschen Privatsammlung. Anhand der bedeutenden Plastiken läßt sich die Entwicklung der Bildhauerei im späten 19. und 20. Jahrhundert nachvollziehen. Spannungsreich schlägt sie einen Bogen von der klassizistisch motivierten Skulptur Gottfried Schadows bis zu ungegenständlichen, konstruktiven Arbeiten der 1990er Jahre. Zu sehen sind unter anderem Arbeiten von Franz von Stuck, Honoré Daumier, Auguste Rodin, Fritz Wotruba, Max Klinger, Ernst Barlach, Käthe Kollwitz, René Sintenis und Gerhard Marcks.

Das 1999 eröffnete Edwin Scharff Museum am Petrusplatz widmet sich in seiner Dauerausstellung der Kunst des 20. Jahrhunderts mit Ausblicken in das 19. Jahrhundert und in die Gegenwart. Schwerpunkt der Ausstellung ist die Epoche des Namensgebers Edwin Scharff, also die Zeit von 1887 bis 1955. Seinem künstlerischen Werk folgend, liegt ein Augenmerk des Museums auf der Bildhauerei. Gemälde, Zeichnungen, Aquarelle und insbesondere Plastiken zeigen den Weg des Künstlers von den Anfängen bis zum Spätwerk auf. Sonderausstellungen ergänzen und bereichern die Werkschau.

Edwin Scharff gehört gemeinsam mit Wilhelm Lehmbruck, Ernst Barlach und Georg Kolbe zu den bedeutendsten deutschen Bildhauern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er begann als Maler, wandte sich jedoch bald der Bildhauerei zu. Wie seine Zeitgenossen war er einer figürlichen Kunstauffassung verpflichtet. In Berufung auf eine klassisch geprägte Formensprache strebte er danach, ein zeitgemäßes und doch allgemeingültiges Bild des Menschen zu geben. *eb*

Die Ausstellung mit Kleinplastiken im Edwin Scharff Museum, Petrusplatz 4, 89231 Neu-Ulm, ist dienstags bis sonnabends von 13 bis 17 Uhr, donnerstags bis 18 Uhr, sonntags von 10 bis 18 Uhr geöffnet, am 30. Juni geschlossen, Eintritt 2,50 / 1,75 Euro, bis 30. Juli.

Wähler wollen nur das Schlimmste verhüten

Betr.: „Volksparteien ohne Volk“ (Nr. 20)

Wer das Treiben von Union und SPD beobachtet, kann nicht auf den Gedanken kommen, daß sie Volksparteien seien. Sie werden zwar noch von etlichen Bürgern gewählt, die Nichtwähler haben noch nicht die absolute Mehrheit, aber sie werden doch oft nur gewählt, weil der Wähler glaubt, mit ihrer Wahl Schlimmeres verhüten zu können. Wahlen aus Zustimmung dürften eher die Ausnahme sein. Und so benehmen sich die Parteien auch. Sie verfolgen Interessen, die mit denen des Volkes wenig bis nichts zu tun haben, und sie fürchten ja auch die Meinung der Bürger, die sie in Entmündigung halten. Sie haben sich eine Verfassung geschaffen, die ihnen erlaubt, sich um die Meinungen der Bürger nicht kümmern zu müssen. So dürfen wir Bürger uns auch nicht wundern, wenn Politiker immer wieder in unsere Taschen greifen. Ihre Phantasie der Geldentnahme aus Bürgerbesitz ist grandios und unerschöpflich.

Unerschöpflich ist auch ihr Einfallsreichtum, wenn es darum geht, die Bürger über ihr Tun und ihre Absichten zu täuschen. **Franz Peter, Seevetal**

Zu viele Opfer ausgeschlossen

Betr.: „Einheitsfront gegen die Opfer“ (Nr. 22)

Die politische Klasse der Republik hat sich wirklich nicht immer mit Ruhm bekleckert, sondern ist tief durch den Schmutz gewatet. Man kann nur staunen, wer da dem Schmutz nicht ausgewichen ist und ihn nicht trockengelegt hat. Daß Menschen so bedenkenlos ihre Ehre und ihr Ansehen aufs Spiel setzen, erstaunt immer wieder.

Aber nicht nur die Enteigneten sind die Opfer einer Einheitsfront von Politikern, alle deutschen Opfer des Zweiten Weltkrieges zählen zu ihnen, so weit sie nicht als Juden, Zigeuner oder Gegner Hitlers aus dem Heer der Toten herausgehoben worden sind.

Man kann sich nur wundern, wie Christen, einschließlich auch von Talarträgern, die Grundsätze unseres Glaubens verraten haben, wie Gutmenschen aller Klassen jedes Mitgefühl mit unzähligen Opfern vermissen ließen und noch immer vermissen lassen.

Ich hoffe, daß die Nachwelt die Gutmenschen-Spreu vom Weizen trennen und beim Namen nennen wird, was Humanität und Menschlichkeit in Deutschland beinhalten.

Sebastian Werner, München

Immer besser

Betr.: *PAZ*

Mit Freude sehe ich, daß das alte *Ostpreußenblatt* mit jeder Ausgabe besser wird, nicht nur mit der Rätselseite hat das Blatt dazugewonnen. Sie ist heute sicher die führende, seriöse konservative Zeitung Deutschlands. Allerdings fange ich meistens mit der letzten Seite, mit Herrn Heckels Beitrag an, was nicht heißen soll, daß die anderen Beiträge nicht auch ausgesprochen meine Gedankenrichtung treffen, sondern sicher auch die vieler anderen Leser.

Sehen Sie nun zu, daß Sie eine breitere Basis und weitere Verbreitung finden.

Dr. Hans-Wilhelm Wittmeier, Rösrath

Rattenfänger

Betr.: „Trillerpfeifen und permanenter Klassenkampf“ (Nr. 22)

Es ist schon ein Jammer, was für Nieten die deutschen Gewerkschaften anführen und welche Rattenfänger bei ihnen Beifall finden.

Wir brauchen starke Gewerkschaften, weil die Arbeitgeber keine Heiligen sind und Politiker oft nicht die Interessen der Bürger vertreten, von denen sie sich haben wählen lassen. Aber diese Gewerkschaften brauchen intelligente Führungspersönlichkeiten, denen Moral und die Verantwortung für das Gemeinwesen nicht fremd sind. Sie müssen fähig sein, über den Rand der eigenen Bedürfnisse hinauszuschauen. Nur nach dem eigenen vollen Teller zu trachten, reicht längst nicht mehr aus. **Karoline Korthaus, Wilhelmshaven**



Fahrt mit Seilzugbetrieb Erkrath-Hochdahl: 1841 in Betrieb genommen und 1926 stillgelegt — Foto: Archiv

Sogar das preußische Königspaar fuhr 1842 auf dieser Strecke

Betr.: „Unter Volldampf zum Weltrekord“ (Nr. 21)

Ein schöner Bericht am richtigen „Ort“; hat mich sehr angesprochen. Wenn Sie auf die Zeitschrift „Eisenbahn-Kurier“ verweisen, so leider ohne einschlägiges Nummern- und Herausgabedatum! Da steht dann vielleicht auch was über die „Kette“ an der Lok auf dem Bild vom Bahnhof Erkrath. Sie erklären das leider nicht! Der Uneingeweihte könnte denken, ob wohl die Lok (und vielleicht der gesamte Zug) vom Gerichtsvollzieher gepfändet ist?

Laienhaft vertraut mit dem örtlichen bahntechnischen Umständen, darf ich vorsorglich bemerken, daß das Foto aus der Zeit stammt, zu der (noch) nicht mit einer zweiten Lok die Rampe hochgefahren wurde, sondern an einem Drahtseil (die Kette ist nur das Endstück) über eine in Hochdahl befindliche Umlenkrolle – ein riesiges gußeisernes Rad – hochgezogen wurde. Das habe ich aber schon in den 30er Jahren nicht mehr erlebt. Vielmehr stand in Erkrath zusätzlich eine Tenderlok bereit, die hinten an die bergauf fahrenden Züge angekoppelt wurde und als „Schieber“ zusammen mit der Traktionslok die Züge die Rampe hoch„stemmte“. Das erwähnte Umlenkrad stand meines Wissens nach dem Krieg als sozusagen „Denkmal“ hochkant an der Nordseite des Hochdahler Bahnhofs. **F. Henning Streu, Bremen**

Anmerkung des Autors:

Die Hinweise von Herrn Streu zielen in die richtige Richtung. Die letzte Fahrt mit Seilzugbetrieb fand am 10. August 1926 statt, von da an wurde eine leistungsstarke Tenderlok zum „Nachschieben“ angekuppelt. Diese Phase endete im Mai 1964 mit der Elektrifizierung der Strecke. Seither muß nur noch in seltenen Ausnahmefällen eine zweite E-Lok eingesetzt werden.

Die Steilstrecke Erkrath-Hochdahl ist am 10. April 1841 eröffnet worden. Zunächst wurden die Züge von einer Dampfmaschine mit einem Hanfseil hochgezogen. Doch schon nach wenigen Monaten ersetzte man die stehende Dampfmaschine durch eine Umlenkrolle. So zog ein bergab fahrender Zug den Gegenzug hoch (siehe Foto). Nachdem mehrmals das Hanfseil gerissen war, wurde es im Juni 1843 gegen ein Stahlseil ausgetauscht. Seit 1987 erinnert eine vom Bürgerverein Hochdahl initiierte Gedenktafel an diese einmalige Technik, die immerhin 85 Jahre zuverlässig im Einsatz war. Festlicher Höhepunkt dieser „Erfolgsstory“ war übrigens eine Fahrt des preußischen Königspaares am 28. August 1842.

Weitere Einzelheiten sind der von Meinhard Sucker und Udo Kampschulte verfaßten Broschüre „Die Seilzuganlage in Hochdahl“ (Hrsg. Deutsche Bundesbahn) zu entnehmen. **Hans-Jürgen Mahlitz**

Stalin half

Betr.: Leserbrief „Mißbrauchter Streik“ (Nr. 19)

Der veröffentlichte Leserbrief veranlaßte mich, den Artikel des Herrn Röhl vom 11. März noch einmal zur Hand zu nehmen. Darin fand auch ich einige Passagen, mit denen ich nicht einiggehen kann. Das sind vor allem die Sätze: „Die Machtergreifung war das Ende der Weimarer Republik, und Hitler ermöglichte den Aufstieg der blutigsten Diktaturen, die es je in Europa gegeben hatte“, und: „So nannte man später den Berliner BVG-Streik eine Generalprobe für den mörderischen Hitler-Stalin-Pakt.“

Man muß hier nicht von Fehldeutung sprechen, die bei geschichtlich Unkundigen den Eindruck erwecken kaum, daß Adolf Hitler auch für Stalin und dessen Terrorherrschaft verantwortlich zu machen sei. Umgekehrt wird eher ein Schuh draus! Die sich seit 1917 in Rußland abzeichnende Entwicklung trug (neben dem Friedens-Diktat von Versailles!) wesentlich zum Entstehen und Aufstieg des Nationalsozialismus bei.

Auch Churchill sah frühzeitig in der russischen Revolution eine drohende Gefahr. Er schrieb in der „Evening News“ am 28. Juli 1920: „In Rußland entsteht unter dem bolschewistischen Regime ein System irdischer Barbarei. Die Bolschewiken halten sich durch blutige Massengemetzel und Morde an der Macht. In weiten Gebieten wird die Zivilisation völlig vernichtet, während die Bolschewiken wie wildgewordene Pavianhorden in den Ruinen der Städte und zwischen den Leichen ihrer Opfer herumspringen“!

Werner Haaß, Weißenburg

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2471**

Gleichbehandlung einklagen

Betr.: „Der klagende Dritte“ (Nr. 19)

Die Medaille hat wie immer zwei Seiten.

Ich fühle mich als hier im Land geborener Deutscher deutscher Eltern vielfach benachteiligt und diskriminiert. Ich erhalte keine Begrüßungsgelder, keine zinsvergünstigten oder -losen Darlehen, keine segensreichen Geld- und sonstigen Geschenke, nur weil ich blöderweise kein Spätaussiedler, Schwarzafrikaner oder ganz allgemein Mitbürger mit migrantem Hintergrund bin.

Nur weil ich hier geboren bin und nicht aus einer türkischen oder sonstigen Migrantenfamilie stamme, muß ich mich als latenter Rassist von den eigenen Leuten beschimpfen lassen.

Dies hat nun, unseren Politikern sei dank, endlich ein Ende.

Das Antidiskriminierungsgesetz (ADG) eröffnet mir und allen anderen endlich die Möglichkeit, als Einheimischer in der Heimat gegenüber Migranten Einheimischen die Gleichbehandlung einklagen zu können.

Der Polemik ein Ende: Unseren Politikern ist überhaupt nicht klar, daß dieses Gesetz das Land endgültig lahmlegen wird.

Selbst stark verwurzelte einheimische Firmen werden kapitulieren und irgendwann ins Ausland flüchten.

Deutschland ist schon lange defekt, nun erleben wir den Beginn des Ablebens.

Interessanterweise stehen Ihre beiden Artikel „Der klagende Dritte“ und „Bloß weg hier“ auf den gegenüberliegenden Seiten vier und fünf.

Aus dem ADG als ein Grund von vielen ergibt sich nur die Konsequenz, dieses Land der Verrückten möglichst flott zu verlassen, was mir als Deutschen, der diesem Land gegenüber immer noch patriotische Gefühle hegt, sehr schwerfällt.

Herbert Meuser, Schloß Holte-Stukenbrock

So viele Deutsche auf einem Haufen

Betr.: „Das Spiel mit den Opferzahlen“ (Nr. 19)

Wir bekamen 1945 über den Dienstweg ausführliche Nachricht von den sehr schweren Luftangriffen auf Dresden durch die Royal Air Force (RAF) und US-Air-Force (USAF). Sinngemäß hieß es in dem Bericht: Die Stadt sei vollgestopft mit Flüchtlingen, wo man auch hinsah, darunter auch unzählige Pferdegespanne und Fahrzeuge aller Art!

Ferner hieß es, die Stadt sei schon nach den ersten Angriffswellen ein einziges Feuermeer gewesen und der Feuerschein bei Nacht mehr als 100 Kilometer weit sichtbar gewesen!

Trotzdem wurden weitere Angriffe durch RAF- und dann am Tage durch USAF-Bomber geflogen. Man sprach von fast vollständiger Zerstörung und unglaublich hohen Verlusten unter der Bevölkerung. Die Stadt soll zu jenem Zeitpunkt mit zirka 660 000 Menschen vollgestopft gewesen sein!

In einem Buch, welches aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt worden ist, habe ich Jahre nach dem Krieg noch nachfolgende Einzelheiten sinngemäß in Erinnerung.

Der damalige britische Premierminister Winston Churchill besuchte häufig das Hauptquartier der britischen RAF und vor allen Dingen die Bildstelle der britischen Luftaufklärung. So wurden ihm einen Tag vor den Angriffen Luftbilder gezeigt, die man eben entwickelt und ausgewertet hatte.

Er befragte den diensthabenden Offizier und bekam sinngemäß nachfolgende Angaben: Es handele sich um Dresden, das in etwa doppelt so viele Einwohner zähle wie normal. Churchill daraufhin: „Sofort angreifen, ich sagte sofort angreifen, so viele Deutsche auf einem Haufen bekommen wir nie wieder zusammen!“ Wörtlich, ich werde das nie vergessen.

Gerhard Schulz, Wietze

Türkisch als zweite Amtssprache

Betr.: „Multikulti nach Noten“ (Nr. 18)

Vor lauter Begeisterung über seinen genialen Vorschlag, unsere Nationalhymne (dritte Strophe) auch auf Türkisch singen zu lassen, hat Hans-Christian Ströbele (Grüne) einen weiteren, genialen Vorschlag ganz einfach vergessen: Türkisch sollte in ganz Deutschland als zweite Amtssprache eingeführt werden, dann hätten unsere Ämter, Schulen und Institutionen keine Probleme mehr mit der Integration von türkischen Zu(ein)wanderern und türkischstämmigen Deutschen.

Einfach genial, Herr Ströbele!

Winfried Schiewer, Allendorf

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Als die Jugend die Freiheit suchte

Hamburg erinnert sich an die Beatles und ihre ersten Karriereschritte in der Hansestadt

Von SILKE OSMAN

Man muß es klar sagen: Das, was die Beatles und ihre Mitstreiter da fabrizieren, ist tatsächlich Musik. Eine neue Musik, die sich mit hergebrachten Maßstäben nicht einordnen läßt, die ihre eigenen Maßstäbe und Gesetze entwickelt hat und die in den Beatles ihre Personifizierung fand.“ Die Kollegen von der Presse waren geradezu erstaunt, als sie im Juni 1966 ein Konzert der Beatles besuchten und feststellen mußten, daß es eben nicht nur „unerträglicher Lärm“ war, den die vier aus Liverpool aus ihren Instrumenten zauberten. Die Konzerte in München, Essen und Hamburg, von der Jugendzeitschrift „Bravo“ initiiert, ließen Tausende von Fans in wahre Begeisterungsstürme ausbrechen.

Doch die Freude hatte auch ihre Schattenseiten: Während die Beatles in Hamburg waren, wurden von der Polizei insgesamt 117 jugendliche Randalierer festgenommen. Elf von ihnen kamen direkt vor den Richter. Bei einem Kaufhaus gingen Schaufenster zu Bruch; die Polizei setzte auch Wasserwerfer ein, um die Menge in Schach zu halten. Die Jugend war außer Rand und Band, empörte sich gegen die Erwachsenen. Schon ein Jahr zuvor, bei einem Konzert der Rolling Stones, war es in Hamburg zu Handgreiflichkeiten gekommen. Die 1960er Jahre waren geprägt vom Aufstand der Jugend gegen die eingefahrenen Gleise, auf denen sich die Erwachsenen ihrer Meinung nach bewegten. Der Protest gegen den Vietnamkrieg, der Aufbruch in den Weltraum und als Krönung die Landung des ersten Menschen auf dem Mond gaben diesem Jahrzehnt ebenso das typische Aussehen wie der Minirock und die Pille. – Eine Gesellschaft im Umbruch, die Jugend auf der Suche nach der „großen Freiheit“.



Warten auf die Beatles: Fans außer Rand und Band Foto: Günter Zint

Zeit, um den legendären Star-Club in Hamburg St. Pauli zu besuchen, hatten die Beatles bei ihrem Kurztrip in die Hansestadt übrigens keine. Dabei hatte dort in der Großen Freiheit Nr. 39 und im Top Ten, einem anderen Club auf dem Kiez, 1962 alles begonnen. Der sogenannte „Hamburg Sound“ war bald in aller Welt bekannt. An die Zeit der Beatles in der Hansestadt, aber auch an die gesellschaftlichen Hintergründe dieser Jahre erinnert derzeit eine Ausstellung im Hamburgmuseum: „The Hamburg Sound. Beatles, Beat und Große Freiheit“.

Mit Originalobjekten, Inszenierungen, Fotos, Filmen, Dokumenten (darunter eigenhändig geschriebene Lebensläufe von John, Paul, George und Ringo) und natürlich mit der Musik jener Zeit (man kann kaum ruhig stehenbleiben bei diesen Klängen) werden die Entstehung der Beatmusik in Hamburg, ihre berühmten und weniger bekannten Vertreter und die Orte ihrer Auftritte in der Ausstellung präsentiert. Die Beatles und ihre beispiellose Karriere stehen natürlich im Mittelpunkt, erinnert wird aber auch an die zahlreichen anderen Künstler, wie Tony Sheridan, Little Richard, Jerry Lee Lewis und Ray Charles sowie an Hamburger Bands wie die Rattles. Originale Musikinstrumente der berühmten Musiker, die Beatles-Porträts von Astrid Kirchherr, Bilder des Ur-Beatles Stuart Sutcliffe, unzählige Erinnerungsstücke und der Nachbau der Star-Club-Bühne mit Originalteilen geben einen lebendigen Eindruck der damaligen Musikszene. Ein reich bebildertes Begleitbuch liefert weitere Informationen und Stimmungsberichte (Ellert & Richter Verlag, 240 Seiten, geb., 19,95 Euro), während eine CD mit 30 Hits jener Jahre den Hamburg Sound in Erinnerung ruft (Bear Family Records, 17,90 Euro).

Die Ausstellung im Hamburgmuseum, Holstenwall 24, ist dienstags bis sonnabends von 10 bis 17 Uhr, sonntags von 10 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 7,50 Euro, bis 5. November.

Ganz nah dran

Du hast sie, du hast sie tatsächlich?“ Die 15jährige hing am Hals des Mannes, der der beste aller Väter war. Ihm war es schließlich gelungen, Karten für ein Konzert zu ergattern, das schon lange ausverkauft war. Auch er war ganz aus dem Häuschen. Es würde ein Abenteuer werden, das wußte er, aber was tat man nicht alles für seine Tochter. Die hatte ihm die Karten schon längst aus der Hand gerissen. „Mensch, das ist ja in der 6. Reihe! Bombig! Da kann man alles ganz genau sehen.“ Und hören, mochte er im Geiste den Satz der Tochter ergänzen. An einem warmen Tag im Juni vor 40 Jahren war es dann soweit. Das Getöse in der großen Messehalle war kaum zu überbieten, doch noch waren es nur die Konzertbesucher, die den Lärmpegel in die Höhe trieben. In Sprechchören rief man nach den Stars. Die aber ließen auf sich warten. Zuerst trat eine Gruppe auf, welche die Stimmung anheizen sollte. Dann endlich – die Fans waren schon heiser – kamen sie. Die vier jungen Männer brachten die Halle zum Kochen. Mädchen schrien begeistert ihre Namen: John, Paul, George, Ringo! Die grinsten und spielten einen Hit nach dem anderen, in voller Lautstärke versteht sich. Vater und Tochter waren noch zwei Stunden nach dem Konzert nahezu taub. Doch noch Jahrzehnte später sprachen sie davon: „Weißt du noch, damals bei den Beatles?“ *os*

Szenarium des Grauens

Ein Besuch im mittelalterlichen Kriminalmuseum Rothenburg ist nichts für Zartbesaitete

Von ESTHER KNORR-ANDERS

Man sollte über ein ausgeglichenes Gemüt verfügen, es ist Voraussetzung für einen Rundgang durch das Kriminalmuseum in Rothenburg ob der Tauber, das zugleich das einzige Rechtskundemuseum Deutschlands ist. Das Gebäude wurde zwischen 1393 und 1410 als Komturei des Johanniterordens errichtet, 1718 barock umgestaltet; seit dem Jahr 1977 ist das restaurierte Schmuckstück Museumssitz.

In vier Etagen, auf 2000 Quadratmetern Ausstellungsfläche, entwickelt sich ein Szenarium des Grauens. Folterinstrumente, Geräte zum Vollzug der Todesstrafe, Kupferstiche und Holzschnitte, Schriften, Urkunden, Siegel bezeugen die ewige Geschichte von Tat und ihrer Ahndung. Ein hervorragend konzipiertes Begleitbuch „Justiz in alter Zeit“ erläutert ausführlich die sozialhistorischen Zusammenhänge.

In der Menge der zu besichtigenden Folter-Exponate sorgen für besondere Entsetzensqualität die „Eiserne Jungfrau“, der Stachelstuhl, Finger- und Beinschrauben, die Mundbirne, das Halseisen, verschiedene Fesselungsarten. Das Rad zum Tod durch Rädern, der Block mit Henkerbeil, Schwerter zum Enthaupten prägen sich nachhaltig ins Gedächtnis.

Auch jene Missetaten, die nicht die Todstrafe bedeuteten, wurden brachial bestraft. Dazu zählte das „Prangerstehen“ in aller Öffentlichkeit. Der an einen Pfahl oder eine Mauer gekettete Delinquent war der Bosheit und der Schadenfreude der Gaffer ausgeliefert. Eine „Schandmaske“ wurde ihm übergestülpt, die sein Vergehen kundgab. Für Männer, „die sich wie ein Schwein benommen hatten“ wies die Maske die Form eines Schweinekopfes auf, eine lange Zunge zeigte „üble Nachrede“ an. In den „Stock“ geschraubt wurden Faulenzer und Nichtstuer, der „Hölzerne Kragen“ wurde Frauen angelegt, die gegen die Kleiderordnung verstoßen hatten.

Die mittelalterliche Rechtsprechung kannte das „Ordal“, das Gottesurteil, das bereits in vorchristlicher Zeit praktiziert wurde. Wer im Zweikampf siegte oder eine ungewöhnliche Probe unversehrten Leibes überstand, auf dessen Seite wirkte die göttliche Wahrheit, die Gerechtigkeit. Legendäre Beispiele bilden der Kampf Lohengrin / Telramund für Elsa von Brabant; die heilige Kunigunde wandelte unversehrten Fußes über glühende Pflugscharen und widerlegte so den Vorwurf des Ehebruchs. Gemischte Empfindungen wecken die Bilddarstellungen von Ordal-Zweikämpfen zwischen Mann und Frau. Das gab es, wenn die Beschuldigte keinen Stellvertreter fand, der für sie kämpfte.

Je tiefer man in die Rechtspraktiken vergangener Jahrhunderte eindringt, um so inniger dankt man dem Heute. Sofern eine Steigerung an Ungeheuerlichkeiten im Rothenburger Haus überhaupt noch möglich ist, sind es die Abbildungen über „Verstümmelungsstrafen“ und jene zu den Hexenprozessen mit Tod auf dem Scheiterhaufen. Die „Sabbatszenen“, Holzschnitte aus dem „Compendium Maleficarum“ von 1626 legen Zeugnis für eine sexuell strukturierte Wahnwelt ab. Man sieht die Hexen durch die Lüfte anreiten, mit dem Teufel und dessen Komplizen eine Orgie feiern, der „Verehrungskuß“ (Afterkuß) wird zelebriert. Albrecht Dürers Hexen (1491) posieren in der bekannten „Drei-Grazien-Pose“. Hans Baldung Grien brachte mit „Hexen beim Einsalben“ Pornographie pur aufs Papier ...

Geheimnisvolle Hexen: Allerlei Gebräu brachte manche Frau in Verruf. Foto: Museum

Längst dem Vergessen anheimgefallen ist die Tatsache, daß auch Tieren der Prozeß gemacht und ein Urteil gesprochen wurde. Widernatürliche Unzucht, Sodomie, galt als „Vergehen gegen Gott“ und löste die Todesstrafe aus, die Mensch und Tier zusammen erlitten. Eine erheiternde Abbildung zeigt Benedikt von Montferrand, Bischof von Lausanne, den die Stadt Bern gebeten hatte, beim Dorf Wiflisburg die Engerlinge zu vertreiben, die sich bereits zu Maikäfern entwickelt hatten. Da der gerichtliche Vertreter der Käfer – auch Tieren wurde ein Verteidiger zugeordnet – nicht erschienen war, sprach Montferrand den Bannfluch über sie und verwies sie des Dorfes. Die Maikäfer erwiesen sich als renitent und schwirrten munter umher ...

Ebenfalls in Vergessenheit geriet die Todesstrafe „in effigie“. Sie wurde verhängt, wenn man des Täters nicht habhaft werden konnte. Statt seiner wurde ein Bildnis (Effigie) bei der Hinrichtungsstätte plaziert. So geschehen – beispielsweise – im 18. Jahrhundert in Mantua, wo ein Militärgericht einen Verräter zum Tod durch den Strang verurteilt hatte. Sein Bildnis wurde an den Galgen gehängt. In magischen Bereichen angesiedelter Glaube lag diesen Urteilen zu Grunde.

Das Rothenburger Museum führt in außerordentlicher Schau 1000 Jahre Rechtsprechung mit all ihren sich immer wieder ändernden Auffassungen vor Augen.

Mittelalterliches Kriminalmuseum, Burggasse 3-5, 91541 Rothenburg ob der Tauber; Öffnungszeiten: April bis Oktober täglich von 9.30 Uhr bis 18 Uhr, November, Januar, Februar täglich von 14 bis 16 Uhr, Dezember und März täglich von 10 bis 16 Uhr, Eintritt 3,50 Euro.

Contra geben

Rückenschmerzen aktiv begegnen

Es ist ein Kreuz mit dem Kreuz! Zwischen 25 und 40 Prozent der erwachsenen Bevölkerung in Deutschland leiden unter Rückenschmerzen, und jährlich kommen etliche neue Fälle hinzu. Es sind beileibe nicht nur die älteren Semester, die über Rückenschmerzen klagen. Oft sind es jüngere Menschen, die es erwischt hat. Die Beschwerden fangen meist zwischen dem 25. und 34. Lebensjahr an; Grund ist oft mangelnde Bewegung oder auch eine fehlerhafte Haltung an Schreibtisch und Computer. Bei etwa 95 Prozent der Schmerzen handelt es sich um unspezifische Beschwerden, es sind also keine Nervenwurzeln beteiligt, und andere Erkrankungen können ausgeschlossen werden.

Neben Entspannungsübungen wie etwa das Autogene Training oder auch entspannenden Medikamenten, die allerdings nur im äußersten Notfall verschrieben werden, kann der Patient auch selbst sehr viel dazu beitragen, die Beschwerden zu lindern. Als wohltuend wird bei akuten Schmerzen oft Wärme empfunden. Dabei sollte man „feuchte“ Wärme, wie sie bei einer Wärmflasche oder bei einem Körnerkissen entsteht, der „trockenen“ Wärme eines Heizkissens vorziehen. Wichtig aber ist vor allem Bewegung und die Stärkung der Rükkenmuskulatur. Nordic Walking, Walking, Schwimmen und Radfahren werden empfohlen, auch ein zügiger Spaziergang tut oft Wunder. Auf jeden Fall sollten Bettruhe, langes Sitzen und Schonhaltungen vermieden werden, da sonst ein Teufelskreis in Bewegung gesetzt wird, der nur schwer zu durchbrechen ist. Spannung und Entspannung der Muskeln ist das A und O bei Rückenschmerzen. Nur so normalisiert sich die Muskelfunktion, und die Schmerzen lassen nach. *man*

Halbzeit

Es fehlt ein Quentchen Dankbarkeit

In zwei Wochen haben wir Halbzeit – nein, nicht beim Fußball, die WM hat ja gerade erst angefangen. Jahreshalbzeit ist gemeint. Erinnern Sie sich noch an Silvester? An die guten Vorsätze, mit denen das neue Jahr gepflastert wurde? Was ist aus ihnen geworden? Kein Schweinebraten mehr, hieß es, und auch keine Süßspeisen. Und wie war das mit der letzten Zigarette? Die neuen Nachbarn, mußten Sie die wirlich so böse ansehen, als sie laut polternd durchs Treppenhaus stiefelten? Apropos Treppe: Wollten Sie nicht die Rolltreppe und den Aufzug meiden und selbst die Stufen erklimmen, um Ihren Körper wieder ein wenig auf Vordermann zu bringen?

So einfach ist es wirklich nicht mit dem Einhalten von guten Vorsätzen, nicht wahr? Sind sie tatsächlich nur da, um gebrochen zu werden, wie der Volksmund behauptet? Warum sollte man nicht jeden Tag mit einem guten Vorsatz beginnen. Denke positiv, ist ein solcher Vorsatz. Sei dankbar jeden Tag, den der Schöpfer dir gegeben, und blicke zuversichtlich in die Zukunft. Nicht nur an Neujahr. „Ich bin dankbar. Und Dankbarkeit ist es, was ich allen Menschen im Alter wünsche“, hat einmal ein 90jähriger gesagt. Er strahlte dabei so viel Zufriedenheit aus, so viel innere Ruhe, die jedem Menschen gut stehen würde. Vielleicht fehlt uns tatsächlich ein Quentchen Dankbarkeit. *SiS*

Über sieben Grenzen mußt du gehen

Die Kreisgruppe Schwäbisch Hall unternahm ihre zehnte große Reise durch sechs Staaten

Die Schwäbisch Haller Kreisgruppe der Ost- und Westpreußen sowie Pommern unternahm letzten Monat ihre zehnte große Reise. Sie führte zum Teil in die Heimat. In gerade einmal zehn Tagen wurden sieben Grenzen überschritten, sechs Staaten betreten und mehr als 4500 Kilometer per Bus und Fähre zurückgelegt. Die erste Station war in der Nähe von Köslin. Die Unterbringung ließ keine Wünsche offen.

Der zweite Tag führte die Gruppe durch Pommern und die Kaschubische Schweiz nach Danzig. Am goldenen Tor begann eine sachkundige Führung bei etwas Nieselregen. Im Danziger Stadtkern wurden die herrlichen Patrizierhäuser, die Langgasse, das Rechtsstädtische Rathaus, der spätgotische Artushof und der barocke Neptunbrunnen bewundert. An der Motlau entlang gelangten sie zum Krantor, dem Wahrzeichen der Stadt Danzig. Aufgesucht wurde auch die majestätische Marienkirche. In der größten gotischen Backsteinkirche der Welt finden 25 000 Menschen Platz.

Am dritten Tag fuhren die Reisenden über Elbing und Frauenburg am Frischen Haff, wo ein kurzer Halt eingelegt wurde, nach Ostpreußens Hauptstadt Königsberg. Hier besuchten sie die teilweise noch erhaltenen alten Speicher am Hafen, den Hauptbahnhof, die Hauptpost Nr. 5, den Dohnaturm, das Rundfunkhaus, die Oberpostdirektion, das Polizeigebäude, das Amtsgericht mit seinen streitenden Auerochsen und den Nordbahnhof, von dem aus die Züge zu den Ostseebädern Rauschen und Cranz fuhren. Sie sahen das Roßgärtner, Sackheimer, Königs-, Brandenburger und Friedländer Tor. An der Albertina suchten sie das Kantdenkmal auf. Die Vororte Amalienau, Mittelhufen, Maraunenhof, welche die Bombennächte und den Krieg überstanden haben, standen auch auf dem Programm. Die Juditter Kirche wurde ebenfalls in Augenschein genommen. Die gebührende Aufmerksamkeit wurde auch dem zum großen Teil mit deutschem Geld wiedererstandenen Dom mit der Grabstätte Immanuel Kants geschenkt.

Teilnehmer der Reisegruppe vor der Königin-Luise-Brücke in Tilsit — Foto: Dominik

Am Nachmittag ging es zur wunderschönen Samlandküste mit dem früher mondänen Kurort Rauschen, der heute von Touristen und fliegenden Händlern überlaufen ist. In diesem Jahr bestand die Spende der Ostpreußen aus gut erhaltenen Kleidungsstücken und Süßigkeiten für ein Behindertenheim in Königsberg.

Am fünften Tag führte der Weg über Kreuzingen nach Tilsit. Tilsit an der Memel gehört wohl zu den besterhaltensten Städten im Königsberger Gebiet. Trotzdem lassen nur noch wenige der prachtvollen Jugendstillhäuser in der Hohen Straße den Betrachter den früheren Reichtum der Stadt erahnen. Exakt in der Mitte der Königin-Luisen-Brücke, dem Wahrzeichen der Stadt, verläuft die Grenze zwischen der Russischen Föderation und der Republik Litauen.

Weiter ging es nach dem ebenfalls an der Memel liegenden Kaunas. Zu den bedeutendsten Baudenkmälern dieser 430 000-Einwohner-Stadt gehört die Kaunaser Burg aus dem 13. Jahrhundert, die St.-Peter-und-Paul-Kathedrale und das schöne barocke weiße Rathaus auf dem Marktplatz. Zur Übernachtung ging es weiter nach Wilna. Die Besichtigung dieser mittelosteuropäischen Kulturmetropole war etwas ganz besonderes aufgrund der unzähligen Baudenkmäler verschiedener Epochen und Stile. Der auch dazu gehörende würdige, im klassizistischen Stil umgebaute Dom mit dem freistehenden Glockenturm beherbergt wahre Kunstschätze. Ein Musterwerk der spätgotischen Baukunst ist die St. Annakirche. Die Universität wurde schon 1579 gegründet und ist damit die älteste Europas.

Im südlichsten Teil der Altstadt liegt die russischorthodoxe Heiliggeistkirche mit ihren prunkvollen Ikonostasen.

Am Nachmittag ging es weiter in die lettische Hauptstadt Riga. Der erste Anlaufpunkt im Rahmen der Stadtführung war die gut erhaltene mittelalterliche Altstadt mit dem Rigaer Dom. Die St. Petrus- und die St. Jakobikirche sowie die vielen herrlichen Jugendstilbauten, die um die Jahrhundertwende entstanden und inzwischen restauriert sind, erstrahlen in neuem Glanz.

Am achten Tag wurde die estnische Hauptstadt Reval besucht, die an einer Bucht des Finnischen Meerbusens liegt. Zu den wichtigsten Baudenkmälern gehört das mächtige Schloß auf dem Domberg, die würdige Kathedrale, das gotische Rathaus, die kunsthistorisch sehenswerte Kirche St. Olai und die Heiliggeistkirche. Die ursprüngliche Stadtmauer mit ihren berühmten Türmen „Langer Hermann“ und „Dicke Margarete“ ergänzt das mittelalterliche Aussehen.

Nach Übernachtung und Frühstück ging es mit der Schnellfähre nach Helsinki, wo eine Stadtführung erfolgte. Finnlands Metropole bietet alles: pittoreske Bauten, 80 Museen, viele Restaurants, zahllose Geschäfte sowie viel Wasser und Grün. 1969 wurde die Felsenkirche, die unterirdisch in einen Fels gesprengt wurde, mit einer Glaskuppel gekrönt. Nach einem kleinen Stadtbummel ging es zur letzten Station, dem Fährhafen von Hanko, wo eine mächtige Fähre auf die Reisenden wartete. Die Fähre „Superfast VII“ ist 204 Meter lang und in ihrem unheimlichen Schlund kann eine zwei Kilometer lange Autoschlange verschwinden. An Bord gibt es 700 Betten sowie Restaurants und Gesellschaftsräume. Ohne lästige Grenzkontrollen bei bestem Wetter gelangte die Gruppe nach Rostock. Die nächtliche Rückfahrt nach Schwäbisch Hall verlief ohne Probleme. Mit vielen neuen Eindrücken kam die Gruppe am frühen Morgen in Schwäbisch Hall an.

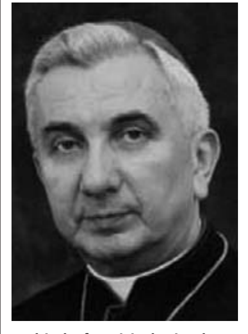
Die Reisebegleiterin Elfi Dominik war sehr froh, die nette und lustige, buntgewürfelte Gruppe aus Ostpreußen, Schlesiern und Schwaben wohlbehalten wieder nach Hause gebracht zu haben.

D. E.

Neuer Erzbischof fürs Ermland berufen

Erzbischof Wojciech Ziemba ist an die Spitze des Erzbistums Ermland berufen worden. Er tritt damit die Nachfolge von Erzbischof Edmund Piszcz an, der in den Ruhestand geht.

Wojciech Ziemba wurde im Jahre 1941 im galizischen Wampierzow, das zur Diözese Tarnow gehört, geboren. Er studierte am Priesterseminar „Hosianum“. Im Jahre 1967 wurde er in Allenstein geweiht. Als Kaplan arbeitete er erst an St. Katharinen in Rastenburg und anschließend an St. Jakobi in Allenstein. Ein Studium an



Erzbischof Wojciech Ziemba
Foto: privat

der Katholischen Universität in Lublin beendete er mit der Promotion zum Doktor der Theologie. Daneben studierte er auch am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom. 1974 bis 1992 lehrte er am Ermländischen Priesterseminar, wo er hintereinander die Ämter des Präfekten, Vizerektors und Rektors bekleidete. Im Jahre 1982 wurde er zum Weihbischof der Diözese Ermland ernannt. Im Jahre 1992 wurde er Bischof der neu errichteten Diözese Lyck. 2000 schließlich wurde er zum Erzbischof von Bialystok berufen.

E. B.

Es war wie bei einer Parade

Ein Ostpreuße erinnert sich an den Beginn des Rußlandfeldzuges im Juni 1941 und die Flucht aus Gumbinnen

Von Joachim Kiehl

Es war der 22. Juni 1941. Der Lärm der am Himmel ostwärts in Richtung Sowjetunion ziehenden deutschen Luftwaffenverbände und der auf der Straße an uns vorbeiziehenden nicht enden wollenden Kolonnen deutscher Panzer und Artillerieverbände sowie zu Fuß und hoch zu Roß marschierender Soldaten riß uns in der Morgenfrühe dieses Tages jäh aus dem Schlaf. Ein Bild das mir unvergessen bleiben wird. Was war geschehen? Wie man später erfuhr, war das der Beginn des Rußlandfeldzuges. Als Kind empfand ich das Ganze als „sehr spannend“, ohne zu ahnen, welche katastrophale Folgen sich insbesondere für Ostpreußen einmal daraus ergeben sollten.

Im Spätsommer 1944 rückte die Ostfront auch auf den Gumbinner Raum vor, so daß wir uns nun in unmittelbarer Gefahr befanden. Der Donner der Artillerie beider Seiten war bereits deutlich zu vernehmen. Unser Vater, der im Gumbinner Heimatregiment Soldaten ausbildete und sich später für den Einsatz an der Ostfront meldete, vermied es, über die uns drohende Gefahr zu sprechen, zumal er hoffte, der Russe werde die Reichsgrenze niemals überschreiten, und weil er uns nicht unnötig ängstigen wollte. Uns Kindern gegenüber schwieg man ohnehin. Wir lebten dann erst einmal weiter wie im tiefsten Frieden.

Um den Zugriff des auf Gumbinnen weiter heranrückenden Sowjetrussen zu entgehen, verließ unsere Mutter mit uns fünf Kindern zusammen unsere Heimatstadt mit einem Lazarettzug im festen Glauben, später wieder zurückkehren zu können. Aber wir sahen unser Haus in der Richard-Wagner-Straße nie wieder. Perwilten, nahe Königsberg, wurde zu unserem Ausweichquartier, wo es zunächst völlig ruhig war. Das sollte sich aber bald ändern, als am 27./28. und 29./30. August 1944 Königsberg von der Royal Air Force im Zentrum und vom Nordbahnhof bis zum Hauptbahnhof völlig zerstört wurde, auch das Schloß und die Universität, wo einmal der Kurfürst von Brandenburg zum König in Preußen gekrönt worden war und Immanuel Kant gelehrt hatte. Unvergessen ist mir anläßlich eines Einkaufs in dieser geschichtsträchtigen Stadt der Anblick aus seuchen-hygienischen Gründen mit Chlorkalk bestreuter, bergeweise gestapelter Leichen, verkohlter Toter, noch brennender Häuser, durch die Hitze verbogener Straßenbahnschienen, herabhängender Telefon- und Elektroleitungen, mit Löschwasser überfluteter Straßen sowie nicht zuletzt auch nach ihren Eltern schreiender Kinder und Eltern, die ihre Kinder suchten. An den Kauf eines schönen braunen Mantels für mich in dem stark beschädigten Kaufhaus Karstadt und an einen sich dann anschließenden Besuch bei Tante und Onkel im Stadtteil Maraunenhof erinnere ich mich ebenfalls noch recht gut.

> Bei einem Einkauf in Königsberg sah ich die Spuren der Angriffe der Royal Air Force vom 27./28. und 29./30 August 1944

Von meinem Onkel, der ein hoher Wehrmachtsbeamter war und dem als Oberstabsintendant (Regierungsdirektor) die Verwaltung der Finanzmittel im Wehrkreis I – Ostpreußen – oblag, erhielt unsere Mutter wichtige Hinweise hinsichtlich einer weiteren Flucht.

Am Abend dieses Tages trafen wir ganz unverhofft unseren Vater auf einem kleinen Bahnhof. Er kam aus Polen und befand sich mit zwei Unteroffizieren auf dem Weg zum Truppenübungsplatz Stablack bei Zinten, um hier neue Einheiten zusammenzustellen – Führerreserve. Danach sollte eine Verlegung in den Raum Warschau erfolgen. Vater gab Mutter den dringenden Rat, sich bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit, westwärts ins „Reich“, so nannten es die ostwärts der Oder lebenden Deutschen, abzusetzen, da wir bald nicht mehr in Sicherheit wären. Unser Vater wußte bereits mehr als er uns preisgab.

> Unsere Flucht endete in Woosmer, nahe Dömitz, wo für uns der Krieg am 5. Mai 1945 mit dem Einmarsch der GI endete

Die beiden Unteroffiziere sind kurz darauf in Warschau von Scharfschützen aus dem Hinterhalt durch Kopfschuß gefallen. Bald darauf verließen wir Perwitten und begaben uns zunächst nach Friedrichsfelde bei Nemmersdorf. Zu dieser Zeit verübten die Russen am 21. Oktober 1944 das berüchtigte Blutbad – wir hatten wieder einmal Glück. Anfang November reisten wir nach Kenntnis dieser grauenvollen Ereignisse – wiederholt mit einem Lazarettzug – endgültig ins Reich. Das Deutsche Rote Kreuz und die Wehrmacht verpflegten so gut es ging, aber Mutter hat für uns gewiß oftmals gehungert – heute wissen wir es. Wir haben unseren Eltern ein „geistiges Denkmal“ errichtet.

Auf einer tagelangen „Reise“ ging es kreuz und quer durch Südostpreußen und zum Teil auch Hinterpommern. Wir fuhren grundsätzlich nachts, an im Dunkeln liegende Ortschaften und Bahnhöfen vorbei, die bereits durch Bomben und Artillerie beider Seiten sehr gelitten hatten, und Artillerieduelle waren deutlich zu vernehmen. Irgendwann erreichten wir eines Nachts Dirschau an der Weichsel. Unser Zug fuhr ganz langsam über die stark beschädigte Weichselbrücke und hielt einige Male. Einheiten der Waffen-SS sicherten die Brücke. Mitte November gelangten wir an die Oder, überquerten sie über die noch intakte Brücke. Jetzt waren wir im „Reich“ und in „Sicherheit“, so hofften wir.

Das vorletzte Domizil war ein Gut in dem mecklenburgischen Dörfchen Wildberg. Ich freundete mich mit den auf dem Gut frei arbeitenden deutschfreundlichen Weißrussen an und durfte auch mit den Pferden reiten. Nach der Wende habe ich erfahren, daß die Soldaten der Roten Armee den dortigen Gutsherren nichts angetan haben, weil die Russen es hier gut hatten.

Ganz überraschend besuchte uns Vater hier zu Weihnachten 1944 und blieb bis Anfang Januar 1945. Er mußte dann nach Polen an den Baranow-Brückenkopf, von dem aus der Russe Mitte Januar eine Großoffensive beginnen wollte, und zwar bis an die Oder oder sogar nach Berlin, um Deutschland den „Todesstoß“ zu geben – er hatte sich erst einmal tüchtig übernommen. Auf dringenden Rat unseres Vaters, uns weiter gen Westen abzusetzen, setzten wir am 3. März unsere „Exkursion“ kreuz und quer, jetzt durch Norddeutschland, fort und gelangten über Lauenburg an der Elbe nach Lübtheen. Hier ist unser Zug dann einfach abgestellt und danach von Jagdbombern der Briten angegriffen worden. Es gab sehr viele Tote sowie Verletzte und einer meiner Brüder verlor für etwa ein Vierteljahr die Sprache, auch ich hatte kurz Sprachprobleme. Die letztmalige Irrfahrt führte uns nach dem nahe Dömitz gelegenen Woosmer. Und hier erlebten wir bereits am 5. Mai 1945 das Ende des grausamsten Krieges aller Kriege durch den Einmarsch der Amerikaner – es fiel kein Schuß – es war wie bei einer Parade.

Internierungsort und Dienstsitz

Der gestürzte Hochmeister Heinrich von Plauen war in Lochstädt erst Gefangener und dann Pfleger

Von CHRISTOFER HERRMANN

Die Deutschordensburg in Lochstädt befand sich auf dem schmalen Landstreifen der Frischen Nehrung, an der Stelle des ehemaligen Lochstädter Tiefs, des einzigen mittelalterlichen Durchstichs von der Ostsee in das Frische Haff. Diese exponierte Lage, weithin sichtbar für alle Schiffe, die nach Königsberg, Elbing oder Braunsberg fuhren, dürfte sicherlich dazu beigetragen haben, daß die Burg ein besonders repräsentatives Erscheinungsbild erhielt. Obwohl Lochstädt lediglich ein Pflegersitz war, wurde die Anlage in aufwendiger Weise nach dem Vorbild der großen Konventsburgen im Kastelltypus errichtet. Sie besaß zunächst drei Flügel mit Seitenlängen von 54 Metern und 48,4 Metern. Der Hauptbau im Süden hatte im Inneren die klassische dreiteilige Raumfolge.

Den architektonischen Höhepunkt bildete die Kapelle mit einem aufwendig gestalteten gestuften Portal in der Mauerstärke. Über dem Portal war eine Inschrift aus Buchstabensteinen angebracht: Gebendigit sind der Name Ihesv Christi. Das dreijochige Kapelleninnere zeigte elegante, ausgewogene Proportionen. Durch eine geschickt inszenierte Steigerung der dekorativen Elemente wurde der Blick des Betrachters auf das zentrale Chorfenster gelenkt, das sich in einer portalartig gerahmten Nische befand. Westlich der Kapelle folgte ein schmaler Querraum, vermutlich die Infirmerie, und daran anschließend der dreijochige Remter, über dessen Portal eine weitere deutsche Inschrift aus Buchstabensteinen angebracht war (Mase ist zu allen dingin gut). Die Architektur des Südflügels zeigte zahlreiche typologische und stilistische Beziehungen zum Hochschloß der Marienburg. Bemerkenswert war die Vielfalt der dekorativen Backsteinelemente: glasierte Formsteine, Buchstabensteine und Terrakottaplatten mit Rankenmotiven. Im Westflügel, errichtet um 1380, befand sich der Wohnbereich des Pflegers, bestehend aus einem kleinen Saal mit Mittelsäule, zwei gewölbten kleinen Kammern sowie einem Wohngemach mit Abtritt. Alle Räume waren mit Wandmalereien religiösen und weltlichen Inhalts versehen, die sich bis 1945 fast vollständig erhalten hatten.

Der Christburger Komtur Heinrich Stange landete 1251 mit einem großen Heer an der Stelle, an der später Lochstädt errichtet wurde. Die Burg, zunächst wohl ein hölzerner Bau, entstand bald nach 1264. Aus diesem Jahr ist eine Urkunde überliefert, in der Bischof Heinrich von Samland auf sein Drittel an Witlandesort (Lochstädt) verzichtet, weil der Deutsche Orden beabsichtigte, dort eine Burg zu errichten. Die Anlage der Burg sollte erfolgen, um den nach Preußen kommenden Schiffen eine sichere Ein- und Ausfahrt zu gewährleisten. Nach Angaben des Chronisten Peters von Dusburg erbaute der Orden während der Zeit des zweiten prußischen Aufstands die Burg Witlandesort, die man später nach dem Samländer „Laucstiete" Lochstädt nannte.

Die Burg diente auch als Sitz des Bernsteinamts und hatte damit eine wichtige wirtschaftliche Funktion, da der Deutsche Orden das Monopol des Bernsteinhandels besaß. Der Bernstein wurde in Lochstädt gesammelt, und anschließend nach Königsberg gebracht und verkauft.

Der prächtige Bau aus Backstein entstand in den Jahren zwischen 1280 und 1310. 1299 ist erstmals ein Pfleger in Lochstädt (Fridericus Bauwarus) urkundlich erwähnt. Um 1380 errichtete man den Westflügel mit den vornehmen Wohngemächern des Pflegers. Zwischen 1422 und 1429 war Lochstädt Internierungsort für den abgesetzten Hochmeister Heinrich von Plauen. Nach seiner Rehabilitierung 1429 wurde er zum dortigen Pfleger ernannt.

Durch königliche Anordnung erfolgte 1701 und 1705 der teilweise Abbruch der Burg zur Materialgewinnung für die Festung Pillau. Betroffen davon waren der Bergfried, der Nord- und Ostflügel sowie die oberen Bereiche des West- und Südflügels. 1937 gab es eine umfassende Restaurierung der Burg, bei der unter anderem der Kreuzgang rekonstruiert wurde und archäologische Grabungen im Bereich von Bergfried, Nord- und Ostflügel stattfanden. Auch wenn Lochstädt schon im frühen 18. Jahrhundert zum großen Teil abgetragen worden war, so gehörte der bis 1945 bestehende Bautorso zu den architektonisch bedeutendsten Denkmälern des Ordenslandes. Die restlose Zerstörung nach 1945 ist einer der schmerzhaftesten Verluste für die Architekturgeschichte Preußens.

Lochstädt befand sich auf der Frischen Nehrung, an der Straße zwischen Fischhausen und Pillau. Die ehemalige Burgstelle liegt im militärischen Sperrgebiet und ist für Touristen ohne besondere Genehmigung nicht zugänglich.

*Aus: „**Burgen im Ordensland – Deutschordens- und Bischofsburgen in Ost- und Westpreußen**", Bergstadtverlag, Würzburg 2006, 160 Abb., 288 Seiten, 24,90 Euro, Bestell-Nr.: 5489*

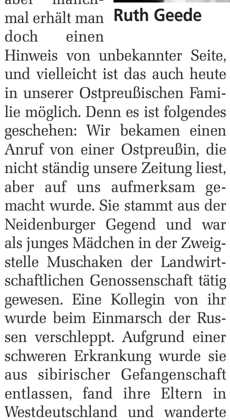


Die Kapelle: Der architektonische Höhepunkt der Ordensburg
Foto: Herrmann

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

in meinem großen Dank für die vielen Gratulationen zu meinem 90. Geburtstag, der zur Folge hat, daß jetzt noch weitere Glückwünsche kommen – einen ganz herzlichen Gruß an **Hildegard Krumpf** und „viele Leute in Kanada" –, hatte ich erwähnt, daß ich auf manchen Brief noch gesondert eingehen werde. Das will ich schon heute tun, denn das Schreiben von Frau **Marie-Elisabeth von Redecker** hat mich sehr berührt, nicht nur, weil die Gratulantin noch vier Jahre älter ist als ich (!), sondern weil sie auch eigene Erlebnisse und Erfahrungen einbringt, die ich gerne weitergeben möchte. Ihr Mann **Eberhard** von Redecker war lange Jahre Kreisvertreter von Sensburg. Er hat mit nie nachlassender Energie und gegen viele Widerstände die erste Johanniter-Sozialstation in Sensburg gegründet – heute gibt es bereits zehn Sozialstationen. Zur Seite stand ihm damals Frau **Wandhoff**, eine Wahlostpreußin, die ihre Erfahrungen in Mecklenburg einbringen konnte, die sie dort bei der Gründung der ersten Sozialstation gesammelt hatte. Wohl 80mal ist Herr von Redekker in die Heimat gefahren, seit es möglich ist, und auch seine letzte Reise ging in die Heimat – und diesmal für immer! Denn mit der gleichen Konsequenz, wie er seine Hilfsaktionen realisiert hatte, bereitete er auch seinen letzten Gang vor: Er wollte auf dem Familienfriedhof in Eichmedien beigesetzt werden. Das erschien unmöglich, und doch wurde es Wirklichkeit. Frau von Redecker berichtet: „Es war eine wunderbare, würdige Feier. Wir konnten in unserer – jetzt katholischen – Kirche einen Trauergottesdienst abhalten. Der evangelische Pfarrer Hause aus Rastenburg ist ein wunderbarer Mensch. Außer einem Teil unserer großen Familie waren alle Freunde von der Sensburger Station, Polen und Deutsche auch aus dem Dorf, gekommen. Der jetzige polnische Besitzer des Schlosses hat auch sehr bei den Vorbereitungen geholfen. Mein Mann – und auch sein gefallener Bruder, dem dort ein Gedenkstein gesetzt wurde – sind die fünfte Generation, die nun auf dem Familienfriedhof ihre letzte Ruhe gefunden haben. Ich weiß nicht, ob das schon jemand anderem vergönnt ist." Soweit die Worte von Marie-Elisabeth von Redecker aus dem sehr persönlichen Brief. Aber ich wollte, ich konnte sie nicht allein für mich behalten. Es bezeugt doch die tiefe Verbundenheit mit der Heimat über den Tod hinaus. Ist es nicht diese nie ausgegrabene Verwurzelung, die noch nach Jahr und Tag unsere Heimat lebendig erhält in unseren Gedanken, in unserem Gedenken? Wir bekommen sie täglich in den Briefen und Bildern zu spüren, die uns erreichen.



Ruth Geede Foto: privat

Aber ich weiß auch, wie viele Vertriebene sich noch heute mit der Frage quälen, wo ihre Lieben ruhen, ob sie für immer in der Heimat geblieben sind, ob ihnen je ein Grab geschaufelt wurde. Ein ewiges Rätsel, aber manchmal erhält man doch einen Hinweis von unbekannter Seite, und vielleicht ist das auch heute in unserer Ostpreußischen Familie möglich. Denn es ist folgendes geschehen: Wir bekamen einen Anruf von einer Ostpreußin, die nicht ständig unsere Zeitung liest, aber auf uns aufmerksam gemacht wurde. Sie stammt aus der Neidenburger Gegend und war als junges Mädchen in der Zweigstelle Muschaken der Landwirtschaftlichen Genossenschaft tätig gewesen. Eine Kollegin von ihr wurde beim Einmarsch der Russen verschleppt. Aufgrund einer schweren Erkrankung wurde sie aus sibirischer Gefangenschaft entlassen, fand ihre Eltern in Westdeutschland und wanderte mit ihnen nach Kanada, später in die USA aus. Und nun kommt die Geschichte. Diese Frau fand jetzt beim Aufräumen eine alte Bibel, die sie aus der Gefangenschaft mitgebracht hatte. Beim Durchblättern entdeckte sie einen Zettel, auf den sie damals die Namen von fünf verschleppten Frauen geschrieben hatte, die im Lager verstorben waren. Sie hatte wohl vorgehabt, die Angehörigen zu benachrichtigen, aber dazu war es nie gekommen. Nun sandte sie diese Namen an ihre alte Kollegin **Hildegard Förster** in Suthfeld mit der Frage, ob es heute noch möglich sei, die Angehörigen dieser Verstorbenen zu finden. Am Telefon meinte Frau Förster, ob es überhaupt noch Zweck hätte, nach so langer Zeit nach Angehörigen der vor 60 Jahren verstorbenen Frauen zu suchen, aber ich bejahte dies, denn ich bekomme ja sehr oft Suchwünsche nach Verschleppten, deren Schicksal nie geklärt wurde. Ob das auch bei den fünf hier Genannten der Fall ist, bleibt abzuwarten. Vielleicht wissen deren Angehörige längst, wann und wo die Verschleppte verstorben ist – aber es ist auch durchaus möglich, daß dieses oder jenes Schicksal bis heute ungeklärt blieb, zumal der Tod ja schon im Sommer 1945 erfolgte. Leider habe ich bislang keine Angaben, in welchem Lager die Frauen verstarben, Frau Förster wird sich aber bemühen, hierzu Näheres von ihrer ehemaligen Kollegin zu erfahren. Hier zuerst einmal die Namen der Frauen und ihre Heimatorte:

1) **Christel Schottka** aus Miswalde, Kreis Mohrungen, † August 1945

2) **Anna Dobschinski**, Hütta über Elbing

3) **Ottilie Kowalewski**, Bertung, Kreis Allenstein

4) **Inge Jek**, Mohrungen, Georgenthalerstr. 6b

5) **Margarete Haufstein**, Frauenburg, Gartenstraße 19

Falls keine Angehörigen bekannt sind, können diese Angaben aber auch für die Heimatortskarteien von Interesse sein. Bei Nachfragen sich bitte an die Übermittlerin wenden: Frau Hildegard Förster, Auf dem Brinkfeld 18 in 31555 Suthfeld / Helsinghs., Telefon (0 57 23) 8 18 62.

Die Ungewißheit, wann, wo und wie ihr Vater gestorben ist, bedrückt **Erika Stiller** aus Schwanwede noch heute. Alle Nachforschungen blieben ergebnislos, und nun erreicht spät, sehr spät ihre Frage auch unsere Ostpreußische Familie. **Albert Wiemer** * 5. August 1899 aus Lindenhof (Warupönen), Kreis Schloßberg (Pillkallen) gilt seit Januar 1945 als vermißt. Er war beim Volkssturm in der Nähe von Insterburg eingesetzt. Seine letzte Nachricht stammt vom 4. Januar 1945. Wir wissen alle, was dann geschah. Im großen Sterben ist auch irgendwo das Leben von Albert Wiemer erloschen. Es müßte schon wirklich Zufall sein, wenn sich jemand von den ehemaligen – und dann auch nur von erheblich jüngeren – Kameraden an den damals 45jährigen erinnert, vielleicht auch Nachbarn von einst, die ebenfalls zum Volkssturm eingezogen waren. Auf Zuschriften hofft Erika Stiller, Lindenstraße 3 in 28790 Schwanwede, Telefon (0 42 09) 49 19 .

Es belastet mich schon, wenn unserer Ostpreußischen Familie eine Wunderlösung zugetraut wird, denn viele Fragen finden keine Antwort. Leider liest ja nicht jeder Vertriebene unsere Zeitung – so bleibt mancher Wunsch, der erfüllt werden könnte, ohne Resonanz. Dafür sind unsere treuen Leser um so mehr bemüht, Anhaltspunkte für gezielte Nachforschungen zu suchen und dann auch zu finden. So ergibt sich eine Art Netzwerk, zu dem auch einige Institutionen gehören, die über die nötigen Karteien und Archive verfügen, denen aber die direkte Verbindung von Mensch zu Mensch fehlt, wie sie unsere Ostpreußische Familie auszeichnet. Dann kommt es doch noch zu Erfolgen wie im Fall unseres Lesers **Heinz Schlagenhauf**, dem wir schon manchmal helfen konnten, dessen letzter Suchwunsch aber nicht in Erfüllung ging, jedenfalls nicht durch unsere Leserschaft. Herr Schlagenhauf teilte mir im Rahmen eines liebevoll gestalteten Glückwunschses zu meinem Geburtstag, der für jedes Lebensjahr ein Psalmwort enthält, folgendes mit: „Ich suchte den Ort des **Otto Berg**, Kreis Ortelsburg, den wir einen Tag vor Weihnachten 1945 im Erdbunkerlager außerhalb des Lagerzaunes in Lida (Weißrußland) beerdigt haben. Einige Zeit später haben Sie dann die Anschrift des Kirchlichen Suchdienstes in der Ostpreußischen Familie mitgeteilt, und ich habe sofort dort mehrere Suchfragen gestellt. Als erstes die nach dem Heimatort des Otto Berg und die nach seinen Nachkommen, wie sonst meine Fragen nach dem Verbleib meiner beiden Brüder. Heute erhielt ich nun vom Suchdienst die Heimatanschrift von Otto Berg und die seiner Nachkommen, dazu die Mitteilung, daß Name und Todesdatum eines Bruders bei der Kriegsgräberfürsorge vorliegen. Ich habe sofort an die Nichte von Otto Berg und die Kriegsgräberfürsorge geschrieben. Nun warte ich auf eine Antwort." Soweit die Mitteilung von Heinz Schlagenhauf, dem ich sehr für diese Mitteilung danke, denn sie wird vielleicht auch für andere Leserinnen und Leser von Interesse sein. (Deshalb hier noch einmal die HOK-Anschrift: Kirchlicher Suchdienst HOK-Zentrum Stuttgart, Rosenbergstraße 52 B in 70176 Stuttgart, Telefon 07 11 / 9 93 64 45, Fax 07 11 / 6 36 80 07, E-Mail: georg@kirchlicher-suchdienst.de, www.kirchlicher-suchdienst. de.)

Da gab es in der *PAZ* Nr. 19 einen Leserbrief, der – ausgelöst durch diesen kalten Frühling – das bekannte Spruchke von dem rechten Ostpreußen zitiert, der seinen Pelz bis Himmelfahrt trägt und ihn zu Johann wieder anzieht. Natürlich ist der Spruch reichlich übertrieben, es gab auch im alten Ostpreußen schon sehr warme Frühsommer, und ich kann mich an einen 1. Juni erinnern, als das Thermometer plötzlich auf 15 Grad fiel – plus natürlich –, und wir empfanden das als sehr kalt und hubberten tüchtig. In dem Leserbrief stand die freundliche Aufforderung, diese nette Weisheit im Wortlaut auf unserer Familienseite zu bringen, und ich bemühte gerade mein Gedächtnis, als ein Brief von unserer alten Freundin **Hermine Janz** aus Wedel kam. Die hatte den Spruch nun etwas anders in Erinnerung als ich – „Ein echter Mann nach rechter Art trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt ..." –, denn sie zitiert ihn so: „Es trägt nach alter Leute Art der Bauer den Pelz bis Himmelfahrt. Fängt er dann zu frieren an, so trägt er ihn bis Sankt Johann. Tut ihm dann der Bauch noch weh, trägt er ihn bis Sankt Bartholomä. Und kommt Sankt Martin erst heran, dann zieht er ihn schon wieder an." Am nächsten Tag kam ein Brief von unserer Leserin **Anne-Marie Poplawsky** aus Hamburg, die um den vollständigen Text bat, denn sie kann sich nur auf Bruchstücke besinnen – na ja, und so konnte ich ihre Bitte umgehend erfüllen. Ob diese Version die richtige ist? Immerhin trägt danach der rechte Ostpreuße zwischen dem 24. August und dem 10. November keinen Pelz – das ist ihm doch nicht zuzumuten! Sicherlich gibt es jetzt unter den alten Landsleuten heftige Diskussionen über die rechte Art des rechten Mannes – na ja, lassen wir uns überraschen! Jedenfalls hoffe ich, daß unserer heutige Familienbeitrag unsere Leserinnen und Leser ein wenig erheitert hat.

Eure



Ruth Geede



ZUM 104. GEBURTSTAG

Schröter, Martha, geb. Komorowski, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt An der Quelle 15, 41334 Nettetal, am 22. Juni

ZUM 101. GEBURTSTAG

Jelling, Maria, geb. Palenio, aus Regeln, Kreis Lyck, jetzt Deller Straße 31, 42781 Haan, am 22. Juni

ZUM 100. GEBURTSTAG

Wollowski, Edeltraut, geb. Geddert, aus Balden Dom., Kreis Neidenburg, jetzt Am Tinnenbusch 24, 48163 Münster, am 23. Juni

ZUM 97. GEBURTSTAG

Duschka, Berta, aus Margen, Kreis Elchniederung, jetzt Am Haselbusch 5, 98617 Meiningen, am 19. Juni

ZUM 96. GEBURTSTAG

Strunkeit, Gerhard, aus Buttenhagen, Kreis Elchniederung, jetzt Hugenmattweg 6, 79541 Lörrach, am 19. Juni

Schramke, Herbert, aus Gerswalde, Kreis Mohrungen, jetzt Hauptstraße 15, 31707 Heeßen, am 12. Juni

ZUM 94. GEBURTSTAG

Bleeck, Gerda geb. Hecker, aus Königsberg, Landhofmeisterstraße 12 a, jetzt Fridtjof-Nansen-Straße 1, 23566 Lübeck, am 25. Juni

Hendricks, Maria, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Brombeerkamp 6, 30938 Burgwedel, am 22. Juni

Syska, Maria, geb. Kruck, aus Stahnken, Kreis Lyck, jetzt Duisburger Straße 67, 45479 Mülheim, am 22. Juni

ZUM 93. GEBURTSTAG

Cöllner, Erwin, aus Allenburg, Gerdauer Straße, Kreis Wehlau, jetzt Kletterrosenweg 18, 22177 Hamburg, am 24. Juni

Doll, Martha, aus Falkenhöhe, Kreis Elchniederung, jetzt Heinersdorfer Weg 38 C, 14513 Teltow, am 20. Juni

Jackstien, Lotte, geb. Müller, aus Wehlau, Deutsche Straße, jetzt Bahnhofstraße 13-17, Zimmer 124, 26160 Bad Zwischenahn, am 24. Juni

Mirbach, Gerhard, aus Lyck, jetzt Roonstraße 5, 50996 Köln, am 23. Juni

Reimer, Ursula, geb. Zerrath, aus Schwanensee, Kreis Elchniederung, jetzt Waschenbacher Straße 33, 64367 Mühltal, am 21. Juni

Romanski, Martha, geb. Schlablewski, aus Rummau, Kreis Ortelsburg, jetzt Werwordenstraße 7, 52351 Düren, am 19. Juni

Saborowski, Erich, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Sahraweg 3, 23629 Sarkwitz, am 22. Juni

Steffen, Dr. Wilhelm, aus Lyck, jetzt Vlothoer Straße 17, 32049 Herford, am 19. Juni

Thielert, Gertrud, geb. Meledszus, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Weichselweg 9, 49356 Diepholz, am 23. Juni

Wiechmann, Margarete, geb. Jordan, aus Balga (Kahlholz), Kreis Heiligenbeil, jetzt Schmilauer Straße 130, 23909 Ratzeburg, am 23. Juni

ZUM 92. GEBURTSTAG

Bordzio, Charlotte, geb. Klein, aus Gordeiken, Kreis Treuburg, jetzt Buhrowstraße 2 c, 12167 Berlin, am 19. Juni

Schulz, Martha, geb. Rafalzik, aus Ebenfeld, Kreis Lyck, jetzt An der Ringmauer 26, bei Wagner, 60439 Frankfurt, am 21. Juni

ZUM 91. GEBURTSTAG

Draab, Hermann, aus Pobethen, Kreis Samland, jetzt Am Hopfenberg 4, 31195 Lamspringe, am 25. Juni

Engelke, Hildegard, geb. Sulies, aus Brandenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Schützenstraße 48, 24568 Kaltenkirchen, am 20. Juni

Kugies, Johannes, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Ürdinger Straße 57, 40474 Düsseldorf, am 24. Juni

Lundt, Ursula, aus Labiau, jetzt Augustinum, App. 1061, 23879 Mölln, am 23. Juni

Morscheck, Anna, geb. Bartsch, aus Allenburg, Wehlauer-Tor Straße, Kreis Wehlau, jetzt Meyerhofstraße 8, 40589 Düsseldorf, am 20. Juni

ZUM 90. GEBURTSTAG

Blumstein, Gertrud, aus Neidenburg, jetzt Farnweg 1, 26160 Bad Zwischenahn, am 22. Juni

Bromberg, Ruth, aus Neidenburg, Hohenst. 2, jetzt Ahornstraße 1, Altenh. AWW, 39291 Friedensau, am 19. Juni

Dominik, Auguste, geb. Dannapfel, aus Groß Borken, Kreis Ortelsburg, jetzt Langenharmer Weg 98 B, 22844 Norderstedt, am 19. Juni

Gallmeister, Anna, geb. Mucha, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Wiedenthaler Bogen 2 B, 21147 Hamburg, am 25. Juni

Heinrich, Irmgard, geb. Lyll, aus Eichensee, Kreis Lyck, jetzt Robert-Koch-Straße 11, 31812 Bad Pyrmont, am 25. Juni

Krohn, Ulrich, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Hettenholter Weg 37, 32602 Vlotho, am 23. Juni

Kuckel, Elly, geb. Westphal, aus Kreis Elchniederung, jetzt Steinfelder Straße 84, DSK-Residenz, 76887 Bad Bergzabern, am 22. Juni

Luther, Gertrud, geb. Dietwald, aus Neidenburg, jetzt Stegemühlenweg 65, 37083 Göttingen, am 19. Juni

Pauli, Ella, geb. Brinhahn, aus Schenkenhagen, Kreis Ebenrode, jetzt Stiegenweg 6, 44369 Dortmund, am 25. Juni

Winkler, Anna, geb. Sadowski, aus Scharnau, Kreis Neidenburg, Schulstraße 2, 42579 Heiligenhaus, am 20. Juni

ZUM 85. GEBURTSTAG

Altmeier, Elfriede, geb. Rogge, aus Schneiderende, Kreis Elchniederung, jetzt Grenzstraße 10, 63110 Rodgau, am 23. Juni

Aron, Helmut, aus Groß Heidenstein, Kreis Elchniederung, jetzt Marienstraße 31, 27299 Langwedel, am 19. Juni

Boesett, Grete, geb. Uttich, aus Kornau, Kreis Ortelsburg, jetzt Mittelschlag 2, 23560 Lübeck, am 24. Juni

Bräunig, Ella, geb. Hindersin, aus Treuburg, jetzt Bäumlesstraße 12, 72813 St. Johann, am 22. Juni

Brandstater, Heinz, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt Ringstraße 80, 32469 Petershagen, am 25. Juni

Chedor, Walter, aus Ortelsburg, jetzt Jens-Due-Straße 30, 24939 Flensburg, am 24. Juni

Christochowitz, Kurt, aus Lötzen, jetzt Lübecker Straße 3-11, Rosenhof E 3.56, 22926 Ahrensburg, am 22. Juni

Dietz, Lieselotte, aus Kaleningken, jetzt Matthias-Claudius-Weg 27, 27753 Delmenhorst, am 19. Juni

Doba, Erna, geb. Jakubzik, aus Soffen, Kreis Lyck, jetzt Schachtstraße 86, 45768 Marl, am 24. Juni

Fischer, Ursel, geb. Schilla, aus Stuhm / Westpreußen, und Neidenburg, jetzt Wilstedter Straße 12, 28237 Bremen, am 21. Juni

Freitag, Alfred, aus Fedderau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Logerstraße 14, 27711 Osterholz-Scharmbeck, am 21. Juni

Glaner, Lotte, geb. Lippik, aus Saiden, Kreis Treuburg, jetzt Mühlentor 1 a, 19243 Wittenburg, am 20. Juni

Glaser, Egon, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt Bergstraße 44, 96237 Ebersdorf, am 23. Juni

Henseleit, Irmgard, geb. Osten, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Rollenbühlweg 6, 72813 St. Johann / Würtingen, am 22. Juni

Katzinski, Paul, aus Montwitz, Kreis Ortelsburg, jetzt Weserstraße 18, 35390 Gießen, am 24. Juni

Krüger, Änni, geb. Panzer, aus Kl. Schläfken, Kreis Neidenburg, jetzt Weiers Hecke 2, 47239 Duisburg, am 24. Juni

Maier, Walter, aus Sanditten, Götzendorf, Kreis Wehlau, jetzt Langenkampfstraße 33 b, 30890 Barsinghausen, am 23. Juni

Mennong, Herta, geb. Juckel, aus Kreis Elchniederung, jetzt Alte Wiesenstraße 17, 29525 Uelzen, am 20. Juni

Mietzner, Frieda, geb. Mahl, aus Almen, Kreis Ebenrode, jetzt Waterloostraße 6, 25421 Pinneberg, am 21. Juni

Müller, Helene, aus Lyck, Morgenstraße, jetzt Schmalenbrook 5 b, 22525 Hamburg, am 19. Juni

Müller-Bancken, Gisela, geb. Sturies, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Am Mühlenteich 6, 53474 Bad Neuenahr-Ahrweiler, am 24. Juni

Rogalla, Johanna, geb. Sobottka, aus Binien, Kreis Lyck, jetzt Melanchthonstraße 5, 30827 Garbsen, am 23. Juni

Rupsch, Herta, geb. Grigull, aus Grünhausen, Kreis Elchniederung, jetzt Forellental 15, 51381 Leverkusen, am 24. Juni

Sablotny, Fritz, aus Gilgenburg, Kreis Osterode, jetzt Bohnestraße 6 D, 06311 Helbra, am 22. Juni

Sander, Margarete, geb. Augustin, aus Kiöwen, Kreis Treuburg, jetzt Ilmenaustraße 12, 38120 Braunschweig, am 21. Juni

Scharnewski, Emma, geb. Sczech, aus Klaussen, Kreis Lyck, jetzt Wengernstraße 53, 58452 Witten, am 20. Juni

Schramma, Erika, aus Schnippen, Kreis Lyck, jetzt Emmaberg 3, 28717 Bremen, am 19. Juni

Teichmüller, Erika, geb. Geldner, aus Ortelsburg, jetzt Stettiner Straße 17, 37083 Göttingen, am 20. Juni

Willumeit, Franz, aus Treuburg, jetzt Gilbertstraße 61, 22767 Hamburg, am 21. Juni

ZUM 80. GEBURTSTAG

Abel, Gerda, geb. Stumm, aus Groß Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Alte Poststraße 26, 31547 Bad Rehburg, am 23. Juni

Bauerochse, Liesbeth, geb. Wagner, aus Lyck, jetzt Am Borbergsbach 62 a, 38685 Langelsheim, am 24. Juni

Braun, Siegfried, aus Ortelsburg, jetzt Bültenweg 84, 38106 Braunschweig, am 25. Juni

Bremer, Charlotte, geb. Hörner, aus Wilhelmshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Billungsstraße 3, 29614 Soltau, am 20. Juni

Dettenbach, Erna, geb. Janz, aus Lindendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Hauptstraße 58 D, 37518 Lutter, am 19. Juni

Filipowski, Martha, geb. Nilenski, aus Kutzburg-Abbau, Kreis Ortelsburg, jetzt Südstraße 16, 52382 Niederzier, am 21. Juni

Freynik, Hannes, aus Gr. Eppingen, Kreis Neidenburg, jetzt Mathilde-Schneider-Straße 6, 14480 Potsdam, am 22. Juni

Führer, Hanz, aus Grünweide, Kreis Ebenrode, jetzt Calmuth 3, 53424 Remagen, am 20. Juni

Gera, Johanna, geb. Todzi, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Watterscheider Straße 78, 44793 Bochum, am 24. Juni

Geßner, Gerda, geb. Kindler, aus Gerswalde, Kreis Mohrungen, jetzt Beethoven Ring 25, 30989 Gehrden, am 21. Juni

Glaubitz, Horst, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Elisabethstraße 4, 18057 Rostock, am 21. Juni

Kilimann, Horst, aus Ortelsburg, jetzt Schlangerstraße 7, 45896 Gelsenkirchen, am 21. Juni

Kiy, Ernst, aus Paterschobensee, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Klei 18, 31863 Coppenbrügge, am 23. Juni

Kirchenberger, Luise, geb. Jakubczyk, aus Lyck, Hindenburgstraße 16, jetzt 49. Thompson Road, Upwey / Vic. 3158, Australien, am 25. Juni

Klein, Ursula, geb. Klein, aus Richau, Kreis Wehlau, jetzt Greifenberger Straße 8, 25704 Meldorf, am 31. Mai

Kleine, Helene, geb. Ernst, aus Sablau, Kreis Neidenburg, jetzt Manheimer Straße 72, 06128 Halle, am 19. Juni

Klier, Lilli, geb. Danowski, aus Gr. Stürlack, Kreis Lötzen, jetzt Waldthausenstraße 24, 46238 Bottrop, am 19. Juni

Kröhnke, Gerhard, aus Alt Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Dachstal 24, bei Klaudia Kaefer, 29313 Hambühren, am 19. Juni

Luckau, Wilhelm, aus Steintal, Kreis Lötzen, jetzt Berliner Straße 16, 31867 Lauenau, am 23. Juni

Meyer, Charlotte, geb. Rudat, aus Pötschwalde, Kreis Gumbinnen, jetzt Kl. Kemenadenstraße 4, 19370 Parchim, am 21. Juni

Mierisch, Gerda, geb. Gesuhn (Juzun), aus Hochfeld / Schillfelde, Kreis Schloßberg, jetzt Deisterstraße 26, 30974 Wennigsen / Deister, am 23. Juni

Modregger, Hugo, aus Damerau, Kreis Ebenrode, jetzt Käthe-Kollwitz-Straße 28, 28717 Bremen, am 21. Juni

Neckel, Gerda, geb. Gollub, aus Treuburg, Fritz-Tschirse-Straße 12, jetzt Bodemannstraße 6, 38518 Gifhorn, am 21. Juni

Plewka, Otto, aus Groß Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Mühlenberg 4, 30938 Burgwedel, am 24. Juni

Rudert, Manfred, aus Kreis Elchniederung, jetzt R.-Wallenberg-Straße 42, 12679 Berlin, am 22. Juni

Rusch, Hans, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Schenkebierweg 1, 44359 Dortmund, am 23. Juni

Schimanski, Herta, geb. Nowinski, aus Magdalenz, Kreis Neidenburg, jetzt Imelsbach 7, 51399 Burscheid, am 19. Juni

Schramm, Gertrud, geb. Hartkopf-Embacher, aus Gr. Skirlack, Kreis Angerapp, jetzt Haneberg 8, 49626 Bippen Bez. Osnabrück, am 20. Juni

Schröter, Ruth, geb. Goetz, aus Ortelsburg, jetzt Thomas-Nast-Straße 25, 76829 Landau, am 19. Juni

Ausstellung

München – Im Kulturzentrum Gasteig ist noch bis zum 25. Juni eine Ausstellung dem Schriftsteller Wolfgang Koeppen (1906–1996) gewidmet. Unter dem Titel „Ich wurde eine Romanfigur" sind große Teile aus dem Nachlaß des in Greifswald geborenen und in Ortelsburg aufgewachsenen Koeppen zu sehen. Täglich von 8 bis 23 Uhr.

Schumann, Hildegard, geb. Pietsch, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Georg-Wilhelm-Straße 141, 21107 Hamburg, am 21. Juni

Schwermer, Herta, geb. Burtzki, aus Uderhöhe, Kreis Wehlau, jetzt Hedwigstraße 10, 41352 Korschenbroich, am 25. Juni

Siebziehnrübl, Eva, geb. Moseleit, aus Scharfeneck, Kreis Ebenrode, jetzt Haus Nr. 24, 84385 Egglham, am 21. Juni

Stutzkeis, Walter, aus Sagsau, Kreis Neidenburg, jetzt Schlesierweg 11, 38704 Liebenburg, am 22. Juni

Terzi, Susanne von, geb. Dahlke, aus Lyck, jetzt Siemensstraße 26, 71636 Ludwigsburg, am 25. Juni

Twardy, Reinhold, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Ginsterheide 12, 21149 Hamburg, am 22. Juni

White, Rosemarie, geb. Bajohr, aus Wolfsee, Kreis Lötzen, jetzt 1232 w.-Pratt Boulevard, Chicago 60626, U.S.A., am 24. Juni

Wischmeyer, Christel, geb. Geldermann, aus Seedranken, Kreis Treuburg, jetzt Brehmstraße 83, 49080 Osnabrück am 25. Juni

Witt, Ursula, geb. Muhlack, aus Polennen, Kreis Samland und Groß Engelau, Kreis Wehlau, jetzt Ottjen-Alldag-Straße 32, 28279 Bremen, am 22. Juni

Zetsche, Hanna, aus Molteinen / Gerdauen, Grunackerstraße 21, 29348 Eschede, am 20. Juni

ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT

Kant, Fritz, aus Osterode und Frau Inge, geb. Harbsmeier, jetzt Mendel-Grundmann-Straße 5, 32602 Vlotho, am 8. Juni

Sablotny, Fritz, aus Gilgenburg, Kreis Osterode, und Frau Else, geb. Stein, aus Erdeborn Sachsen-Anhalt, jetzt Bohnestraße 5 D, 06311 Helbra, am 21. Juni

Goldenes Ehrenzeichen

Hohe Auszeichnung der Landsmannschaft Ostpreußen für Emil Drockner

Emil Drockner wurde am 2. April 1920 in Neu-Argeningken im Kreis Tilsit-Ragnit als Sohn des Landwirtes Michael Drockner geboren. Nach seiner Volksschulzeit absolvierte er ein halbes Landjahr bei einem Bauern und begann im Anschluß daran eine dreieinhalbjährige Hufbeschlag- und Wagenbaulehre in Argelothen, Kreis Elchniederung, die er im April 1938 mit Erfolg abschließen konnte. Nach einer Umschulung zum Schiffbauhelfer bei der Schiau-Werft in Königsberg arbeitete er ab Anfang 1940 bei der Firma Schäfer in Fichtenfließ.

Im Oktober 1940 wurde er zu den Waffen gerufen. Bei der Luftwaffe in verschiedenen Frontabschnitten eingesetzt, geriet er am 10. Mai 1945 in russische Kriegsgefangenschaft, aus der er im Dezember 1945 als Invalide entlassen wurde. Emil Drockner wählte Berlin als seinen zukünftigen Lebensmittelpunkt. Seine erste Frau, die er 1950 heiratete, starb ein Jahr später bei der Entbindung des ersten Kindes. Drockner trat der Landsmannschaft Ostpreußen und dem Reichsbund bei. Beide Institutionen waren ihm bei seinem Existenzaufbau behilflich. Seine zweite Frau lernte er während eines ostpreußischen Heimattreffens kennen. Nach der Heirat wurde 1955 der gemeinsame Sohn Ulrich geboren.

Bereits 1956 übernahm Emil Drockner beim Heimatkreis Tilsit-Ragnit in Berlin die Aufgabe des Schatzmeisters. 1962 wurde er zum Kreisbetreuer gewählt. Gleichzeitig übernahm er das Amt des Kirchspielvertreters von Argenbrück. Beide Ämter werden von ihm bis zum heutigen Tage mit großem Einsatz ausgeübt. Die von ihm organisierten Treffen waren stets gut besucht.

Er hat sich immer für die politisch, rassistisch und religiös verfolgten Menschen eingesetzt. Aus Liebe zur Heimat zeigte er großes Engagement für seine ostpreußischen Landsleute. Seit der Öffnung der Grenze zum Königsberger Gebiet fährt Emil Drockner mit Hilfsgütern und Geldspenden regelmäßig in den Kreis Tilsit-Ragnit, nach Heinrichswalde und nach Argenbrück, um sie den jetzt dort lebenden Menschen, Schulen und Kindergärten zu überbringen. Dabei mußte er vom russischen Zoll wiederholt Schikanen, umladen von Gütern und stundenlangen Wartezeiten in Kauf nehmen. Auch für die Organisation von Fahrten in den Heimatkreis und von politischen Bildungsfahrten zeichnete er verantwortlich.

Für seine ehrenamtliche Tätigkeit wurde er unter anderem vom Reichsbund, dem Bund der Vertriebenen und von der Landesgruppe Berlin ausgezeichnet.

In Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistungen und seines Einsatzes für Ostpreußen und seine Menschen verleiht die Landsmannschaft Ostpreußen Emil Drockner das

Goldene Ehrenzeichen



Der Kreisvertreter von Tilsit-Ragnit, Hartmut Preuß (li.), überreicht das Goldene Ehrenzeichen. Foto: August

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonntag, 18. Juni 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 18. Juni, 19.30 Uhr, ZDF: Mit flammendem Schwert.

Dienstag, 20. Juni, 16 Uhr, ARD: WM 2006. Deutschland – Ecuador.

Dienstag, 20. Juni, 20.40 Uhr, Arte: Erdöl, das schwarze Gold.

Dienstag, 20. Juni, 22.15 Uhr, Phoenix: Hitlers Manager – Werner v. Braun.

Freitag, 23. Juni, 22.15 Uhr, Phoenix: Hitlers Manager – Ferdinand Porsche.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@lm-ostpreussen.de

Bundesvorstand – Sonnabend, 22. Juli, 14 Uhr, 2. Völkerballfest der ostpreußischen Jugend in Lötzen. Programm anfordern unter E-Mail: knapstein@ostpreussen.de. – Sonntag, 23. Juli, 10 Uhr, großes ostpreußisches Sommerfest auf der Feste Boyen in Lötzen. Es werden rund 2000 Teilnehmer aus Ostpreußen und der Bundesrepublik anreisen. – 21. bis 29. Juli, BJO-Freizeit im Kreis Lyck. Lyck, Lötzen, die Masurischen Seen und Danzig stehen auf dem Programm. Informationen bekommt man unter E-Mail: knapstein@ostpreussen.de. – 23. Juli bis 6. August, Kinderfreizeit in Ottendorf (Kreis Cuxhaven) unter der Leitung der stellvertretenden BJO-Bundesvorsitzenden Aneta Maciag in Kooperation mit der Kreisgemeinschaft Schloßberg (Pillkallen).

BJO-West – Sonntag, 16. Juli, 11 Uhr, „Kleines Ostpreußentreffen" der Landesgruppe NRW auf Schloß Burg. Der BJO ist mit einem Infostand und dem beliebten Café Lorbaß vertreten. Beginn der Veranstaltung: 11 Uhr, Kundgebung: 14 Uhr. Nähere Informationen unter www.kleines-ostpreussentreffen.de.vu.

Regionalverband Süd – Auf Anregung des Regionalverbandes-Süd führt die Allgemeinbildende Schule Guttstadt (Kreis Heilsberg) in diesem Jahr eine Klassenfahrt in die Lüneburger Heide durch. Die Gruppe von 45 Schülern und fünf Lehrern / Begleitern trifft am Freitag, 16. Juni, 18 Uhr, in Wathlingen / Landkreis Celle ein. Der offizielle Empfang durch den Bürgermeister und stellvertretenden Landrat des Kreises Celle, Thorsten Harms, findet ab 18 Uhr im Santelmann's Hof statt. Nach dem Abendessen findet ab 19.30 Uhr ein deutschsprachiges Programm der Schüler statt. Ab 20.30 Uhr besteht die Möglichkeit, sich mit den jungen Gästen zu Unterhalten. Der Eintritt ist frei. Das Theater- und Singprogramm wird am Sonnabend, 17. Juni, 18 Uhr, in der Aula der Schule Burg-Zentrum, Celle wiederholt. Auch bei dieser Veranstaltung ist der Eintritt frei.



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Tel.: und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel.: und Fax (07 11) 6 33 69 80

Heilbronn – Die Gruppe unter der Leitung ihres Vorsitzenden Heinz Dombrowski lud zu einer Bustagesfahrt nach Ellingen, der Perle des Fränkischen Barock, ein. Hauptziel war das Kulturzentrum Ostpreußen im Deutschordensschloß mit dem neugestalteten Bernsteinzimmer und der Sonderschau „Der Fotograf ist da". Dies sind historische Fotografien von Bewohnern Ostpreußens, um 1900, des Provinzialdenkmalamtes Königsberg, die noch bis zum 16. Juli 2006 gezeigt werden (siehe Ausgabe PAZ / OB, Folge 18). Zur Mittagszeit wartete das gegenüberliegende „Schloßbräustüberl" schon mir „Königsberger Klopsen" und fränkischen Schmankerln auf. Ein kurzer Spaziergang durch diesen kulturträchtigen mittelfränkischen Ort, bevor der Bus nach Ramsberg aufbrach, wo auf dem Brombachsee eine Rundfahrt auf dem Programm stand. Im Café Jägerluck wurde am Kuchenbuffet einen Zwischenstopp eingelegt, bevor es zurück ging.

Lahr – Mittwoch, 28. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe beim Clubheim auf der Klostermatte. Von dort aus geht es zum Café am Rosenweg.

Pforzheim – Sonntag, 18. Juni, 14.30 Uhr, ostpreußisches Heimattreffen im Ev. Gemeindehaus Eutingen, Fritz Neuertstraße 32. Nach dem Kaffeetrinken gibt es ein Unterhaltungsprogramm Gedichte und Geschichten aus der Heimat. Ein Videofilm zeigt Bilder von Königsberg bis Rauschen. Für die musikalische Umrahmung sorgen Heinz Weißflog und Ingeborg Eisenschmidt. Mit einem kleinen Imbiß bei gemütlichem Zusammensein endet das Treffen.

Schorndorf – Dienstag, 20. Juni, 14.30 Uhr, Treffen in der Karl-Wahl-Begegnungsstätte, Augustenstraße 4. Eva Pultke-Sradnick liest aus ihren Geschichten und Gedichten.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Amberg – Dienstag, 4. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Altstadthotel, Batteriegasse 2.

Bamberg – Zur letzten Versammlung kam die Gruppe Bayreuth mit einem Kleinbus zum alljährlichen Besuch. Gedanken zum Muttertag war das Thema, den Hauptbeitrag hielt Frau Waschner, die in gekonnter Erzählmanier einen solchen Tag in ihrer Großfamilie – fünf Kinder und 17 Enkelkinder – schilderte. Daran knüpften sich natürlich viele Erinnerungen an eigene Kindheitserlebnisse in der Heimat, die bei Kaffee und selbstgebackenem Kuchen ausgetauscht wurden.

Erlangen – Dienstag, 20. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Jugendzentrum Frankenhof, Raum 20. – Donnerstag, 22. Juni, 18 Uhr, Treffen im Gasthaus Einkehr in Büchenbach.

Fürstenfeldbruck – Freitag, 7. Juli, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Wirtshaus auf der Lände.



BRANDENBURG

Landesvorsitzender: Horst Haut, Oranienburger Chaussee 7, 16515 Schmachtenhagen, Tel.: und Fax (0 33 01) 80 35 27. Ehrenvorsitzender: Georg Vögerl, Buggestraße 6, 12163 Berlin, Tel.: (0 30) 8 21 20 96, Fax (0 30) 8 21 20 99

Landshut – Dienstag, 4. Juli, Bus- und Schiffsfahrt von Landshut über Passau nach Solingen.

Oberhavel – Sonnabend, 24. Juni, 9 Uhr, Tagesfahrt nach Wustrau, es sind noch einige Plätze frei. Wer teilnehmen möchte melde sich unter Telefon (0 33 03) 40 91 06. – Ihre traditionelle Muttertagsfeier feierten die Frauen im Garten von Familie Haut. Der leckere Kuchen, den einige Frauen selbst gebacken hatten mundeten allen. Hervorzuheben ist dabei der ostpreußische Blechkuchen. Man erinnerte sich an die vielen Bräuche und Sitten in der Heimat. Lustige Geschichten von einst und heute wurden vorgetragen und die Stimmung war nicht zu übertreffen. Auch die anwesenden Lorbasse trugen amüsante Geschichten vor und alle waren in bester Stimmung. Die Bowle von Frau Haut schmeckte allen ausgezeichnet.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Sonnabend, 17. und Sonntag, 18. Juni, Ausstellung und Festveranstaltung: „50 Jahre Siedlung für Vertriebene Landwirte in Bremen-Borgfeld". Der Bürgerverein Borgfeld hat das 50jährige Bestehen der großen Vertriebenensiedlung, die einen wesentlichen Teil Borgfelds ausmacht, zum Anlaß für einen Rückblick auf die Geschichte genommen. Vorstandsmitglied Margarete Reiter, die auch in der Siedlung wohnt, hat in aufwendiger Arbeit die Ausstellungstafeln erarbeitet. Die Ausstellung wird im Rahmen eines Stadtteilfestes im Gemeindesaal und Pfarrgemeinde der evangelischen Kirchengemeinde Borgfeld eröffnet. Jedermann ist herzlich eingeladen. Auch die Ostpreußen sind mit einem Stand vertreten. Die Lokalitäten liegen an der Katrepeler Landstraße 9, Nähe der Endstation der BSAG-Linie 4. Eröffnung am Sonnabend, 17. Juni, 15 Uhr, und am Sonntag, 18. Juni, 10 Uhr. Die Geschäftsstelle ist zu erreichen in der Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 46 97 18.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Tel.: (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 24. Juni, 14 Uhr (Einlaß), Sommerfest im Hamburg-Haus, Doormannsweg 12 (U-Bahnstation Emilienstraße). Gemeinsames Kaffeetrinken und musikalische Unterhaltung unter der Mitwirkung der Folkloregruppe „Wandersleben" aus Thüringen. Das Kaffeegedeck kostet 5 Euro. Landsleute und Gäste sind herzlich willkommen.

HEIMATKREISGRUPPEN

Elchniederung – Mittwoch, 28. Juni, 15 Uhr, Sommertreffen mit Jahreshauptversammlung in den E.T.V. Stuben, Bundesstraße 96, Ecke Hohe Weide, U-Bahnstation Christuskirche. Alle Mitglieder der Gruppe werden um ihr Erscheinen gebeten. Bei Kaffee und Kuchen wird mit Musik, frohen Liedern und Vorträgen der Sommer begrüßt. Der Eintritt ist frei.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 5. September, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 26. Juni, 15 Uhr, bunter Sommernachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Es wird der Videofilm „Meine Reise nach Rußland – über Königsberg an der Kurischen Nehrung entlang und durch die baltischen Staaten nach St. Petersburg" gezeigt. Referent: Dieter Gustmann.

WESTPREUSSEN

Norddeutsches Ostpreußentreffen – Vom 6. bis 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt Harburg-ZOB 7.45 Uhr, Hamburg-Kirchenallee 8 Uhr. Übernachtung in Neubrandenburg. Kosten mit Abendessen und Frühstück, Kaffee: 90 Euro im EZ, 77 Euro im DZ. Anmeldung bei Dieter Neumann, Telefon 7 00 92 79.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Dillenburg – Mittwoch, 28. Juni, 15 Uhr, Treffen im Café Eckstein, Königsberger Straße. Ingrid Nowakiewitsch referiert über: „Donnerblitzbub Wolfgang Amadeus Mozart", dessen Geburtstag sich in diesem Jahr zum 250. Male jährt. – Bei der letzten Versammlung sprach Waltraud Kranick über den ostpreußischen Schriftsteller Siegfried Lenz, der in diesem Jahr seinen 80. Geburtstag beging. Er wurde am 17. März 1926 in Lyck als Sohn eines Zollbeamten geboren. 1943, nach dem Notabitur, wurde er zur Marine eingezogen. Als er einen aufsässigen Kameraden erschießen sollte, weigerte er sich, desertierte und schlug sich nach Dänemark durch. Dort erlebte er das Kriegsende, kam in britische Gefangenschaft, wurde aber schon bald entlassen. Er zog nach Hamburg – wo er noch heute wohnt. Dort begann er ein Studium der Anglistik, Literaturwissenschaft und Philosophie, zu dem er sich das Geld als Schwarzhändler verdiente. 1948, noch als Student, fing er als Volontär bei der „Welt" an. drei Jahre später erschien sein erster Roman „Es waren Habichte in der Luft, in dem er sich mit den Problemen eines Lebens in einer Diktatur befaßte. Lenz schrieb zahlreiche Romane und Erzählungen, in denen er Einzelschicksale der Kriegs- und Nachkriegszeit darstellte, unter anderem „Der Mann im Strom", „Deutschstunde", „Heimatmuseum", aber auch Essays und Hörspiele. Er griff Fragen von Schuld und Sühne, Versagen und Einsamkeit auf. Fast immer sind autobiographische Züge erkennbar. Für sein schriftstellerisches Werk erhielt er zahlreiche Preise, so 1988 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 1999 den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt / Main. Siegfried Lenz ist einer der erfolgreichsten Schriftsteller der Nachkriegszeit, dessen Bücher immer wieder aufgelegt werden und der sogar vom „Literaturpapst" Reich-Ranicki anerkannt wurde. Eines seiner bekanntesten Werke, 1955 erschienen, sind die Erzählungen „So zärtlich war Suleyken", mit denen er seiner Heimat Masuren ein Denkmal setzte. Er schrieb im Nachwort, daß sein Suleyken ein fiktiver Ort sei, aber es den Ort wirklich im Kreis Treuburg am Schwentainer See. Zum Abschluß ihres Vortrages las Waltraud Krankick noch Passagen aus den Romanen „Heimatmuseum" und „Der Verlust" sowie eine Suleyker Geschichte.

Erbach – Sonnabend, 17. Juni, 14.30 Uhr, Treffen im Vereinshaus, Jahnstraße 32, 1. Stock, Raum 1. Es wird ein Film über den Wiederaufbau Nordostpreußens nach dem Zweiten Weltkrieg, durch russische Baukolonnen, gezeigt.

Wetzlar – Karl Weyland erinnerte an die 270. Wiederkehr des Todestages von Daniel Gabriel Fahrenheit, der am 21. Mai 1686 in Danzig geboren wurde das Quecksilberthermometer erfunden hat. Anschließend erinnerte Anneliese Franz an das Leben von Emil v. Behring. Geboren im westpreußischen Hansdorf als fünftes von zwölf Kindern eines Lehrerehepaares, besuchte dort die einklassige Grundschule seines Geburtsortes. Aufgrund seiner Begabung wurde er an der Stadtschule in Deutsch Eylau aufgenommen. In Hohenstein legte er sein Abitur ab, um anschließend in Berlin Medizin zu studieren. Nach einer siebenjährigen Tätigkeit als Militärarzt verschrieb er sich der Erforschung von Diphtherie und Wundstarrkrampf (Tetanus). Als Anerkennung seiner Forschung auf diesem Gebiet wurde ihm 1901 der erste Nobelpreis für Medizin verliehen.



NIEDERSACHSEN

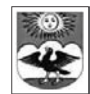
Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel.: (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Tel.: (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Tel.: (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel.: (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel.: (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Tel.: (0 51 36) 43 84

Landesgruppe – Aus Anlaß des 100. Geburtstages von Forstmeister-

Landsmannschaftl. Arbeit Fortsetzung auf Seite 18

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ANGERAPP (DARKEHMEN)

Kreisvertreterin: Edeltraut Mai, Weißdornweg 8, 22926 Ahrensburg, Telefon (0 41 02) 82 33 00, Internet: www.angerapp.de

Kirchspieltreffen Trempen - Das diesjährige Kirchspieltreffen Trempen findet am 24. Juni, 9 Uhr, in Bad Gandersheim im Restaurant „Seeterrassen“ statt. Nähere Informationen zu der Veranstaltung erteilt Kurt Wendland, Telefon (0 40) 7 60 28 31.



HEILIGENBEIL

Kreisvertreter: Georg Jenkner, Lenauweg 37, 32758 Detmold, Telefon (0 52 32) 8 88 26, Fax (0 52 32) 69 87 99, E-Mail: Georg.Jenkner@gmx.de

Bruno Wichmann, Kirchspielvertreter von Grunau – Alt Passarge verstorben – „Man glaubt, vorbereitet zu sein. Wenn es passiert, macht einen das Endgültige fassungslos“. Mit diesen Zeilen erfuhr die Kreisgemeinschaft vom Tod unseres treuen Landsmannes, Bruno Wichmann. Er verstarb am 28. Mai 2006 im Alter von 73 Jahren in seinem Wohnort Kürten-Olpe. Obwohl er hoffnungsvoll seine Krankheit überwinden wollte und wir mit ihm hofften, waren wir doch nicht vorbereitet, daß Endgültige fassungslos zu tragen. Traurig, betroffen und doch dankbar, daß es ihn gab, nehmen wir nun von ihm Abschied. Unserer Kreisgemeinschaft war er unentwegt zugetan und verbunden, so daß er 1992 als Nachfolger des Kirchspielvertreters Gerhard Margenfeld die ehrenamtliche, arbeitsreiche Aufgabe des Kirchspielvertreters von Grunau – Alt Passarge übernahm. Seine erworbenen Verdienste wurden von der Kreisgemeinschaft 2001 mit der Auszeichnung und Verleihung der „Silbernen Ehrennadel“ gewürdigt. Seine Landsleute aus dem Kirchspiel Grunau-Alt Passarge und die gesamte Kreisgemeinschaft haben Bruno Wichmann für viele Jahre selbstloser, erfolgreicher Tätigkeit zum Wohle unserer Kreisgemeinschaft zu danken. Wir haben einen sympathischen und bekennenden Heimatfreund und Weggefährten für immer verloren. Wir verneigen uns in Hochachtung. Er ruhe in unseren Herzen und in Frieden. Sein Andenken zu bewahren, ist uns Verpflichtung.

Heimatblatt Folge 51 / 2006 – Am 26. Mai ist in bewährter Weise wieder unser jährliches Heimatblatt allen Landsleuten, deren aktuelle Anschrift in unserer Versandkartei vermerkt ist, übersandt worden. Sollte dennoch jemand das Heimatblatt nicht erhalten haben und auf die Zusendung des Heimatblattes nicht verzichten möchte, melde sich umgehend bei seinem zuständigen Kirchspiel- oder Ortsvertreter. Diese werden ihre Wünsche mit ihren Namen der Kreiskartei weiterleiten. Sie können sich auch direkt an unseren Kreiskarteiführer, Kurt Woike, Graue-Burg-Straße 117 in 53332 Bornheim, Telefon (0 22 27) – 90 85 70, Fax (0 22 27) 45 05, wenden. Er überprüft dann seine Versandkartei, ergänzt sie und schickt ihnen die Folge 51 unverzüglich zu. Auf wieder 224 Seiten informiert das Heimatblatt vielfältig mit interessanten und farbigen Beiträgen. Unserem Schriftführer und Ehrenvorsitzenden, Siegfried Dreher, ist es wieder gelungen, Kapitel über unsere ostpreußischen Heimat, Flucht und Vertreibung, über die Aktivitäten der Kreisgemeinschaft und unsere Paten zusammenzustellen. Erstmalig werden die Damen und Herren des Vorstandes sowie die Kirchspiel- und Stadtvertreter ausführlich auf sechs Seiten vorgestellt. Auch ist die neue Kreissatzung nachzulesen. Die Familiennachrichten sind wieder auf 34 Seiten veröffentlicht. Sie umfassen die „Hohen“ Geburtstage, die Ehe-Jubiläen und Todesfälle. Leider hat uns hier der redaktionelle Fehlerteufel bei der Vollständigkeit der Aufzählungen der Familiennachrichten einen Streich gespielt, so daß einige Landsleute nicht erfaßt worden sind. Die Verantwortlichen bitten um Nachsicht und versprechen bei ihrer umfassenden Aufgabengestaltung Besserung, die aber auch nur dann gelingen kann, wenn alle Landsleute mit ihren Informationen in aktueller Art und Weise die ehrenamtliche Arbeit unterstützen. Die Kreisgemeinschaft wünscht unseren Landsleuten beim Lesen des Heimatblattes viele Erinnerungen an unsere unvergessene ostpreußische Heimat.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Geschäftsstelle: Annelies Kelch, Luise-Hensel-Straße 50, 52066 Aachen. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Tel. (02 03) 2 83-21 51

Haberberger Knaben- und Mädchenmittelschule – Erneut feierten die ehemaligen Schüler ihr Jahrestreffen im Waldhotel Schäferberg in Espenau bei Kassel. Die offizielle Mitgliederversammlung fand wie üblich nach dem Abendessen des 1. Tages statt. Die neue Vorsitzende Adelheid Holz begrüßte die Teilnehmer und konnte zufrieden feststellen, daß immerhin 35 „Ehemalige“ sich eingefunden hatten. In einer Gedenkminute wurde der inzwischen Verstorbenen gedacht. Anschließend wurden Grüße ausgerichtet, die dem Vorstand übermittelt worden waren, insbesondere von Gertrud Albrecht und Jekatherina Werner, der Witwe des verstorbenen Mitschülers Werner. Herbert Salk berichtete anschließend von seiner letzten Reise nach Königsberg, die er während der Jubiläumsfeiern im letzten Jahr unternommen hatte. So besuchte er unter anderem einen ökumenischen Gottesdienst im Dom. Leider war es ihm nicht möglich, unsere Nachfolgeschule, die Schule Nr. 16, zu besuchen, da er an den meisten Veranstaltungen der Stadtgemeinschaft teilgenommen hatte und die Schulen überdies Sommerferien hatten. Über einen vom Schuldirektor beauftragten Schüler konnte er jedoch Spenden an acht besonders bedürftige Schüler weiterleiten. Diese Hilfe sei besonders deshalb wichtig, da die Schule Nr. 16 in einem armen Stadtbezirk liegt. Ein über eine Schule in Albstadt zustande gekommener Briefkontakt ist, nach längerer Pause, mittels E-Mail wieder aufgelebt. Heinz Scheffler führte anschließend einen Film vor, den er auf mehreren Reisen nach Königsberg und Umgebung gemacht hatte, und gab hierzu ergänzende Erläuterungen. Die „Reise“ in die Heimat wurde dankbar aufgenommen und mit großem Beifall bedacht. Für den Sonnabend hatte unsere Vorsitzende einen Bus gemietet, der die Teilnehmer durch den Reinhardswald zur Sababurg führte. Hier konnte sich jeder nach Herzenslust in dem großen, zu Füßen der Burg gelegenen Tierpark ergehen. Am Nachmittag hatten wir dann Gelegenheit, bei Kaffee und Kuchen gemütlich zusammenzusitzen und ein wenig Kraft für den Abend zu schöpfen. Der Abend bescherte uns dann ein reichhaltiges Büfett. Später wurde bei sehr stimmungsvoller Musik noch manches Tänzchen gewagt. Am nächsten Morgen hieß es, nach dem Frühstück, Abschiednehmen. Nähere Informationen bei Adelheid Holz, Philippstraße 4, 34127 Kassel.

Steindammer Knaben Mittelschule / Tragheimer Mädchen Mittelschule – Wer kann helfen? Wir sind eine Schulgemeinschaft aus Königsberg. Das (Doppel) Gebäude unser beider Schulen ist durch den Krieg zerstört worden. Unser Wunsch ist es, für unser Archiv ein Foto dieses Gebäudes zu bekommen. Es befand sich in der Straße „Am Fleiß 1-3“, neben der „Palästra-Albertina“. Zuvor befand sich darin die „Handelshochschule“. Als diese ihr neues Domizil an der „Auguste-Viktoria-Allee“ bekam, zog hier die „Steindammer / Tragheimer Mittelschule“ 1934 ein. Wer besitzt ein aussagekräftiges Foto dieses Gebäudes? Hiermit ginge ein Herzenswunsch der noch lebenden Schüler beider Schulen in Erfüllung. Wer könnte uns leihweise ein solches Bild zum Erstellen einer Reproduktion zur Verfügung stellen? Aufnahme gibt es garantiert zurück! Freundliche Angebote erbeten an: Dieter Gutzeit, Elisabethstraße 130, 47799 Krefeld, Telefon und Fax (0 21 51) 60 61 69.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Tel. (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Einladung zum Besuch unseres Samland-Museums im Preußen-Museum in Minden – Die im Endstadium befindlichen Umbauarbeiten im Bereich des Preußen-Museums behindern den Zugang zu unserem Samland-Museum nicht. Im bisherigen Verlauf des Jahres können wir verstärkten Besuch unseres Heimatmuseums registrieren. Erfreulicherweise hatten einige Ortsgemeinschaften die Jahrestreffen nach Minden verlegt, wobei der eingeplante Besuch unseres Museums einen Höhepunkt der Treffen bildete. Minden liegt verkehrsmäßig günstig in Nähe zur BAB 2 Hannover-Dortmund. Fast alle Fernschnellzüge der DB halten in Minden. Durchweg wird unser Museum von Besuchern gut angenommen. Der repräsentative Schinkelbau und die großzügigen Räume sind dabei die Basis für die gelungene Darstellung unserer Heimat. Die Eintragungen in unser Gästebuch und die lebhaften Fragestellungen bei den Führungen sind der Beweis. Zu den Besuchern zählen auch Gruppen und Mitglieder befreundeter Landsmannschaften aus dem Mindener Umland. Das Museum ist Dienstag bis Donnerstag und Sonnabend bis Sonntag von 11 bis 17 Uhr geöffnet. Besuch nur nach Anmeldung unter Telefon (05 71) 4 62 97. Alle Landsleute und Interessenten sind herzlich willkommen, Parkplätze sind ausreichend und kostenfrei vorhanden.



MOHRUNGEN

Kreisvertreter: Günter Dombrowski, Portweg 12, 31863 Coppenbrügge, Telefon und Fax (0 51 56) 16 33. Kulturreferentin: Gisela Harder, Moorfleeter Deich 395, 22113 Hamburg, Telefon (0 40) 7 37 32 20

Der Kreisvertreter hat Geburtstag – Am Sonntag, 25. Juni, kann Günter Dombrowski seinen 75. Geburtstag feiern. Seinen Landsleuten ist er schon seit 1998 als Stellvertreter des damaligen Kreisvertreters S. Krause bekannt. Im Mai 2004 wurde Dombrowski, der aus Gudnik bei Liebstadt im Kreis Mohrungen stammt, in dies führende Amt gewählt. Unter seiner besonnenen Leitung wurden verschiedene Projekte durchgeführt. So entstand im Internet die Webseite: www.mohrungen.de, das wunderbare Postkartenbuch und die Gedenkstätte „Lapidarium“ (Steingarten) in Liebstadt. Auch die Beteiligung an der Sanierung des Rathauses in Mohrungen wird unter seiner Obhut stattfinden. Natürlich nimmt der Kreisvertreter alle anderen umfangreichen Aufgaben einer Kreisgemeinschaft wahr und erfüllt sie mit Leben. Die Kreisgemeinschaft, der Kreistag und der Kreisausschuß Mohrungen gratulieren Günter Dombrowski von ganzem Herzen und wünschen ihm Gesundheit, Schaffenskraft und viel Freude für seine Arbeit, die uns anderen Landsleuten letztendlich zugute kommt. Danke.

Gerhard Janzen wird 80 Jahre – Als Reiseleiter organisierte er über Jahrzehnte Fahrten in die Heimat. Sein sachkundiges Wissen und Einfühlungsvermögen ließen die Zeit in Ostpreußen zu unvergeßlichen Ereben werden. in den vielen Jahren als Mitglied des Kreistages brachte er Ideen und Tatkraft ein. Wer kennt ihn nicht – das Urgestein eines Mohrungers? Wir alles wünschen ihm einen frohen Geburtstag am 7. Juli.



RÖSSEL

Kreisvertreter: Reinhard Plehn, Georg-Büchner-Straße 66, 40699 Erkrath, Telefon (02 11) 25 32 74 Reinhard.Plehn@t-online.de. Redaktion Rößeler Heimatbote: Gisela Fox, Tel. (0 40) 5 20 31 91

Gelegentliches Treffen der Kirchspiele Legienen, Samlack, Loszeinen, Dürwangen und Kattmedien – Unser 6. Treffen findet am Freitag, 22. September 2006, ab 17 Uhr im Ibis-Hotel, Hellerberstraße 16, 41460 Neuss, Telefon (0 21 31) 10 40, statt. Kosten: 58 Euro im EZ, 67 Euro im DZ mit Frühstück. Am 23. / 24. September nehmen wir am „Kreis-Rößel-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 18







Veranstaltung der LO

23. Juli, das Sommerfest der Landsmannschaft Ostpreußen, Feste Boyen, Lötzen.
6. bis 8. Oktober, das Geschichtsseminar im Ostheim, Bad Pyrmont.
16. bis 22. Oktober, die 52. Werkwoche im Ostheim, Bad Pyrmont.
27. bis 29. Oktober, das Schriftleiterseminar im Ostheim.
4. / 5. November, die Ostpreußische Landesvertretung im Ostheim, Bad Pyrmont.
6. bis 10. November, Politisches Seminar für Frauen im Ostheim, Bad Pyrmont.

Kontakt: Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84 / 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 4 14 00 80.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

ter Hans Ludwig Loeffke, des Gründers des Ostpreußischen Jagdmuseums –Wild, Wald und Pferde Ostpreußens, Mitbegründer der Landsmannschaft Ostpreußen, des BdV-Landesverbandes Niedersachsens und langjähriger Vorsitzender des BdV-Kreisverbandes Lüneburg und der Gruppe Lüneburg, gedachten ihm Mitglieder der örtlichen BdV-Gruppe, der Ostpreußen sowie der Förderer und Freunde des Ostpreußischen Jagd- und Landesmuseums und des Verein Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum an seinem Grab durch eine Kranzniederlegung. Dr. Karsten Uffhausen hob in seiner Gedenkrede den Einsatz von Lm. Loeffke für die Heimat, seine Landsleute und vor allem für das Ostpreußische Jagdmuseum hervor. Dem das Museum begleitenden Vereinen wird es weiter ein Anliegen sein, sein Werk mit seinem Geist in unverbrüchlicher Treue zu Ostpreußen zu erfüllen. In der Eingangshalle des Ostpreußischen Landesmuseum war eine Gedenktafel für Hans Ludwig Loeffke mit seinen Lebensdaten und denen des Ostpreußischen Jagdmuseums aufgestellt worden. Auch hier hatten sich seine Freunde in Erinnerung an sein Werk zusammengefunden. Hier gedachte Dietrich Schulze, Mitglied des Vorstandes des Fördererkreises, der aufopferungsvollen Arbeit Loeffkes für Ostpreußen.

Braunschweig – Mittwoch, 28. Juni, 17 Uhr, Mitgliederversammlung im Stadtparkrestaurant. Wolfgang Holtz hält einen Diavortrag über das nördlich Ostpreußen. – Bei der letzten Veranstaltung stellten Günter Serafin und Christel Jaeger den Lebenslauf von Siegfried Lenz vor und gaben Einblicke in einige seiner Werke. Auch die Stimme des Dichters war zu hören, und zeitweise saß er den Mitgliedern gegenüber, denn es standen Ausschnitte von Filmen zur Verfügung. Erstaunen erregte die lange Liste der Ehrungen, die Siegfried Lenz im Laufe der Jahre für seine Leistungen als Anerkennung erhalten hatte. Obwohl die Zuhörer stark gefordert waren beim Einhören auf viele Texte, dankten sie mit freundlichem Beifall.

Hannover – Rund 100 Landsleute waren zusammengekommen um den 60 Geburtstag der Gruppe zu feiern. Im Rückblick erzählte die Vorsitzende Roswitha Kulikowski von den Anfängen. Zusammenkünfte der Vertriebenen waren 1946 von den Besatzungsmächten noch verboten. Aber Leo Frischmuth und sein Sohn Horst veranstalteten die ersten Treffen unter dem Namen „Gruppe Frischmuth“. Damals ging es zunächst um das Wiederfinden der Verwandten und Freunde – die ja über ganz Deutschland verstreut waren – und um den Wiederaufbau einer neuen Existenz. Der Sprecher der LO, Wilhelm v. Gottberg, hielt die Festansprache. Er bestätigte, daß die Gruppe in Hannover die älteste Gruppe in Deutschland ist. Es sei erfreulich, daß die Gruppe, die vom Vater Frischmuth gegründet wurde und von seinem Sohn weitergeführt wurde, nun ebenfalls in der zweiten Generation, zunächst Siegfried Saßnick und jetzt von der Tochter Roswitha Kulikowski weiter geleitet wird. Musikalisch wurde die Feierstunde durch Ulrich Feldmann (Klavier) und Maria Haegle (Geige) umrahmt. Die festliche Ausschmückung des Saales hatten die Vorstandsmitglieder Lore Rueß und Ulla Schulz übernommen, das Gedenken an die vielen Toten, die den rettenden Westen nicht erreichten, hielt der Stellvertretende Vorsitzende Horst Potz. Zur Charta der Vertriebenen, die 1950 verfaßt wurde, sprach das Vorstandsmitglied Horst Czeranski. In dieser Charta wurde von den Vertriebenen auf Rache und Vergeltung verzichtet. Ehrennadeln konnte der Sprecher an Heinz Albat, der seit 50 Jahren für die Ostpreußen tätig ist, und an Ilse Nagel die auch seit Jahrzehnten ehrenamtlich tätig ist, verleihen. Aber auch für die Zukunft hat sich die Gruppe Ziele gesetzt. Natürlich werden die Mitglieder weiterhin betreut. Außerdem hat der stellvertretende Vorsitzende Horst Potz schon viele Vorträge an Schulen, unter dem Motto „Zeitzeugen berichten“, gehalten. Am Nachmittag spielte das Ehepaar Krause Unterhaltungsmusik zum Mitsingen. Einige humorvolle Gedichte wurden vorgetragen.

Osnabrück – Donnerstag, 29. Juni, 15 Uhr, Literaturkreis in der Gaststätte Bürgerbräu, Blumenhaller Weg 43.

Bielefeld – Sonntag, 25. Juni, 15 Uhr, Johannisfeier im Jugendhof Windrose, Oerlinghausen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Düsseldorf – Montag, 26. Juni, 19 Uhr, Vortrag von Prof. Dr. Sigfrid Hoefert: „Gerhart Hauptmann und Erich Ebermeyer – eine Künstlerfreundschaft im Schatten der Nazi-Herrschaft“, Konferenzraum, GHH.

Gevelsberg – Sonnabend, 17. Juni, 17 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Keglerheim, Hagenerstraße 78.

Hagen – Nachdem bei der letzten Jahreshauptversammlung der bisherige Vorstand in seinem Amt bestätigt wurde, hat er seine Tätigkeit wieder aufgenommen. Besonders ist in diesem Zusammenhang hervorzuheben, daß der Vorsitzende Herbert Gell, dessen Ehefrau im April verstorben ist, sich wieder für dieses Amt zur Verfügung gestellt hat. – Auf der Jahreshauptversammlung ehrte der Landesvorsitzende Jürgen Zauner, der eine viel beachtete Festrede zum Thema „Pflicht und Treue“ hielt, die Leiterin der Frauengruppe, Hildegard Hartung, durch Verleihung des Ehren- und Verdienstabzeichens in Gold – das ist die höchste Auszeichnung der Landesgruppe – für die 40jährige Leitung der Hagener Frauengruppe. Die aus Mitteldeutschland stammende Leiterin ist durch ihren aus Braunsberg stammenden Ehemann Wolfgang Hartung der Heimat stark verbunden und hat in früheren Jahren mehrmals Ostpreußen besucht. In den Heimatstuben Hagen hat sie in all den Jahren monatliche Frauengruppentreffen abgehalten, die kulturell hoch anzusiedeln sind und gut besucht werden. auch unternimmt die Frauengruppe jedes Jahr einen von ihr organisierten Busausflug. Ferner wurden vom 1. Vorsitzenden Herbert Gell die Vorstandsmitglieder Waltraut Fritsch und Betty Thies für ihre langjährige Vorstandsarbeit mit dem Verdienstabzeichen der LO ausgezeichnet und die Vereinsmitglieder der Gertrud Boysen und Gerhard Reimann mit der Verleihung der Treueurkunde der LO und durch ein Buchgeschenk geehrt. – Die Maiveranstaltung stand unter dem Motto „Fröhlich in den Mai“, war mit rund 70 Teilnehmern gut besucht. In der städtischen Hagener Heimatstube vergnügten diese sich bei Tanz- und Unterhaltungsmusik sowie lustigen Sketchen des Alleinunterhalters und beim Verlesen humorvoller Geschichten durch den 1. Vorsitzenden.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Mainz – Donnerstag, 29. Juni, 14 Uhr, Spaziergang im Wildpark Gonsenheim, Treffpunkt ist am Ziegengehege. Zum Wildpark fährt die Buslinie 62.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Leipzig – Die Plätze reichten kaum aus, so viele waren zum Frühlingsfest der Gruppe erschienen. Nach einer kurzen Begrüßung durch den Vorsitzenden Max Duscha übernahm Karla Becker die Moderation und sorgte gleich für eine heitere Atmosphäre. Die Ehrengäste, Dora Arnold und Stadtrat Dr. Lingk bekundeten in ihren Grußworten, daß sie gerne zu den Veranstaltungen der Gruppe kommen, weil immer etwas Neues und Besonderes geboten wird. Der Chor „Lied der Heimat“ begann sein Programm mit Frühlingsliedern. Weiter ging es mit Volks- und Heimatliedern, der Einladung zum gemeinsamen Singen folgten alle mit Begeisterung. Köstlich amüsierte man sich über einen Sketch, vorgetragen von Max Duscha und Inge Scharrer. Das die Ostpreußen einen ganz eigenen Humor haben und sehr schlagfertig sein können, bewiesen Karla Becker und Inge Scharrer mit kleinen Vorträgen in heimatlicher Mundart, unter dem Motto „Der Witz der Ostpreußen“. Die Zeit verging wie im Fluge, bis man sich mit einem gemeinsamen Schlußlied verabschiedete. Viel Beifall und dankende Worte der zufriedenen Landsleute, die einen fröhlichen Nachmittag verlebten, waren für alle Beteiligten der schönste Lohn.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 28. Juni, 14 Uhr, Handarbeits-Frauennachmittag im „Bestehornhaus“, Zimmer 6.

Gardelegen – Donnerstag, 29. Juni, Busfahrt zum „Steinhuder Meer“.

Dessau – Montag, 26. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Singgruppe in der Begegnungsstätte H. Rühmann.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Magdeburg – Dienstag, 27. Juni, 13.30 Uhr, Treffen der „Stickerchen“, Immermannstraße 19.

Mölln – Donnerstag, 29. Juni, 15 Uhr, Ausflug nach Zarrentin. Von dort wird eine Schiffsrundfahrt auf dem Schaalsee unternommen. Anschließend wird im „Paalhus“ das naturkundliche Museum besichtigt. Die Abfahrt des Busses erfolgt um 15 Uhr vom „Quellhof“ in Mölln. Gegen 16 Uhr beginnt die rund einstündige Bootsfahrt, bei der für 3 Euro ein Gedeck (Tasse Kaffee / Tee und Stück Kuchen) bestellt werden kann. Lange Fußmärsche sind bei diesem Ausflug nicht erforderlich. Bei einem Fischer kann Räucherfisch gekauft werden. Die Fahrt mit Bus, Boot sowie der Besuch im „Paalhus“ sind für Mitglieder kostenlos. Nichtmitglieder zahlen 5 Euro. Anmeldungen sind bis spätestens 25. Juni an Bruno Schumacher, Telefon (0 45 42) 50 44, zu richten. Die Anmeldungen sind verbindlich.

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

Treffen“ teil, das ganz in der Nähe, in der Aula des Berufsbildungszentrums, Hammerfelddamm 2, Neuss, stattfindet. Es sind zwei Übernachtungen vorgesehen (Freitag Anreise – Sonntag Abreise). Abmeldungen für das Treffen an Bruno Klein, Schulweg 2 b, 23743 Grömitz, Telefon (0 45 62) 79 23 oder (01 60) 8 41 74 28.



SCHLOSSBERG (PILLKALLEN)

Kreisvertreter: Arno Litty, Telefon (0 30) 7 03 72 62 Britzer Straße 81, 12109 Berlin. Geschäftsstelle: Renate Wiese, Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24, Rote-Kreuz-Straße 6, 21423 Winsen (Luhe)

Glockenjubiläum in Bad Orb – Liebe Schloßberger, am 2. Juli erwartet die Kreisgemeinschaft ein besonderes Ereignis – das Glockenjubiläum unserer Schloßberger Glocke, die im Turm der Martin-Luther-Kirche in Bad Orb einen Platz gefunden hat und in diesem Jahr 300 Jahre alt wird. Sie wurde 1706 in Königsberg gegossen. Das Glockenjubiläum wird am 2. Juli 2006 mit einem Gottesdienst gefeiert. Pfarrer Jochen Löber möchte das Jubiläum festlich begehen. Alle Schloßberger sind aufgerufen, sich an dieser Feier zu beteiligen. Beginn des Gottesdienstes 10 Uhr. Nach dem Gottesdienst wird im Gemeindehaus ein Mittagessen angeboten. Danach haben wir die Möglichkeit zu einem Austausch von Erinnerungen an die Heimat. Übernachtungsmöglichkeit: Hotel Bellevue, Sälzerstraße 19, 63619 Bad Orb, Telefon (0 60 52) 9 13 20. Anschrift des Pfarrers: Jochen Löber, Würzburger Straße 41, 63619 Bad Orb, Telefon (0 60 52) 23 71.

Den Dialog suchen

Restauriertes Straßenschild ist wieder an seinem angestammten Platz

Von Hans-Peter Arp

Vertreter der Ostdeutschen Landsmannschaften und die Ostdeutsche Trachtengruppe trafen sich zur Einweihung des restaurierten Straßenschildes an der Danziger Straße in Schleswig. Kreispräsident Johannes Petersen sprach von einem „... in Holz geschnitztem Symbol, das sowohl erinnert, mahnt und Hoffnung gibt.“ Aus eigenen Besuchen wisse er, wie sehr das Krantor auch heute eine Attraktion in Danzig sei.

Mit dem Straßenschild werde an die vielen Vertriebenen erinnert, die nach dem Kriege in der Region heimisch wurden und durch ihre aktive Mitwirkung die Entwicklung der Stadt Schleswig und des Kreisgebietes maßgeblich mitgestaltet hätten. „Die Leistung dieser vielen Menschen darf nicht vergessen werden.“

Zugleich werde an die Opfer erinnert, die vielen Völkern durch Krieg, Vertreibung und Verfolgung zugefügt worden seien. Der Kreispräsident sah darin „eine Mahnung und Aufforderung an uns alle, für Toleranz, Mitmenschlichkeit und Frieden in der Welt aktiv einzutreten“. Nicht nur die Politik sei gefordert, „... sondern wir alle und zwar Tag für Tag, überall wo wir Einfluß nehmen können.“ Petersen weiter, das Straßenschild sei zugleich ein Zeichen von Hoffnung, denn es stehe auch als Zeichen für eine gelungene Integration in einer schwierigen Zeit. Etwa ein Drittel der Schleswiger Bevölkerung habe familiäre Wurzeln in den Vertreibungsgebieten. Integration brauche Zeit und die Bereitschaft aller, daran aktiv mitzuwirken. Petersen abschließend, „... mit diesen Erfahrungen können wir auch unsere heutigen Probleme lösen.“ Er forderte dazu auf, Danzig zu besuchen und mit den Bewohnern einen partnerschaftlichen Dialog zu führen.

Als Kreisvorsitzender der Vertriebenen erinnerte Wilhelm Kühl an die Aufstellung des Schildes 1954, die mit vielen kleinen Spenden finanziert worden war. Er dankte Günter Jeglin, der damals mit viel Überzeugungskraft und Arbeit das Entstehen dieses und weiterer geschnitzter Straßenschilder realisiert hatte. Damals wurde das Krantor als Wahrzeichen für die weltoffene Handels- und Hafenstadt Danzig gewählt, in der sich jahrhundertelang Menschen zum Austausch von Waren und Meinungen getroffen hätten. Peter v. Somogy berichtete über die Entstehung und Geschichte des Krantores, das 1454 erstmals erbaut wurde.

Es diente einerseits als bewachtes Stadttor und zugleich als Hafenkran. Radachsen, die von 20 Menschen angetrieben wurden, konnten mit dem oberen Kranteil zwei Tonnen Gewicht auf eine Höhe von 27 Metern heben und mit dem unteren vier Tonnenlasten auf elf Meter. Be- und entladen wurden vor allem Wein- und Bierfässer, Baumaterialien, Mühlsteine und Schiffsmasten. Seit 1960 Beherbergt das Krantor einen Teil des Meeresmuseums.



Kreispräsident Johannes Petersen (Mitte) und Vertreter der Ostdeutschen Landsmannschaften bei der Einweihung des geschnitzten Straßenschildes „Krantor“. Foto: privat

»In Henkers Hand«

Auf Rügen starten am 24. Juni die 14. Störtebeker Festspiele

Vorhang auf für die Störtebeker Festspiele 2006 auf der Naturbühne Ralswiek auf Rügen. Die ganze Ostseeinsel ist schon im Störtebekerfieber, denn nicht nur 120 Mitwirkende bereiten sich auf das große Ereignis vor, sondern auch die Insulaner, die nach dem kalten, verregneten Frühjahr auf einen schönen Sommer hoffen. Vom 24. Juni bis 8. September wird das Störtebeker-Spektakel „In Henkers Hand“ über die traumhaft schöne Naturbühne am Großen Jasmunder Bodden gehen, das 14. seiner Art. Diesmal trifft es den sagenhaften Seeräuber tödlich, denn die Geschichte spielt im Jahre 1401, dem Todesjahr des größten Piraten der nördlichen Meere.



Der klassische Kampf – „Gut“ gegen „Böse“. Foto: wild-east®marketing

Bis Störtebeker auf dem Hamburger Grasbrook durch den Scharfrichter Rosenfeld geköpft wird, geht das letzte Kapitel seines abenteuerlichen Lebens über die Ralswieker Bühne. Störtebeker kehrt von See zurück, um in Friesland seine große Liebe Orka tom Brooke zu ehelichen. Er weiß nicht, daß sich die Schlinge um seinen Hals schon zusammenzieht, denn das mächtige Hamburg ist fest entschlossen, die Vitalienbrüder aus Friesland zu vertreiben. Mit 11 Koggen und 950 schwer bewaffneten Knechten nehmen sie Kurs auf Ostfriesland und ringen den Friesenfürsten einen Vertrag ab, der jeden Kontakt mit den Piraten bei Todesstrafe untersagt. Auch mit den Holländern liegen die Hanseaten im Streit, aber schließlich gehen die Kontrahenten eine Koalition gegen Störtebeker ein. Der ahnungslose Seeräuber schließt mit den Holländern einen Vertrag, die ihnen gehörende Insel Helgoland zu bewachen. Die Hansen wissen nun, wo sie den Erzfeind zu suchen haben.

Bis er aber in ihre Hände gerät, geht noch ein großes, mit Verrat, Intrigen und Todeskämpfen gespicktes Spiel über die Bühne, in dem auch die Störtebeker ergebenen letzten Getreuen ihr Leben lassen müssen wie der Glöckner von St. Nikolai in Hamburg, der „Buckel-Jan“ – der „Glöckner von Notre Dame“ läßt grüßen! Im letzten großen Seegefecht wird das Netzwerk Störtebekers endgültig zerschlagen. Das bedeutet natürlich nicht, daß damit auch die Festspiel-Reihe beendet ist: das 15. Spiel im nächsten Jahr wird natürlich den berühmt-berüchtigten Piraten auferstehen lassen, denn ohne Störtebeker ist ein Sommer auf Rügen undenkbar. Hervorragende Schauspieler, herrliche Kostüme, ein rasanter Handlungsablauf, spektakuläre Kämpfe zu Wasser und zu Lande, Attraktionen wie eine versenkbare Kogge, ein Bühnenbild, das in seiner Dimension und Proportion Gleiches sucht, und vor allem ein riesiges Feuerwerk über dem Bodden lassen auch das diesjährige Spiel für die Zuschauer zum Erlebnis werden, für viele Ostseeurlauber sogar zum Höhepunkt ihrer Ferientage. „In Henkers Hand“ beginnt an jedem Wochentag um 20 Uhr, sonntags keine Vorstellung. Informationen unter Telefon (0 38 38) 3 11 00, E-Mail: info@stoertebeker.de *G. F.*

»Von quietschenden Eutern und nackten Soldaten«

Kleine Anekdoten aus der Kindheit und von den Erlebnissen im Schlorren-Gymnasium

Von Heinz Kurt Kays

Wer seine Kindheit und frühe Jugend in Ostpreußen, insbesondere aber in Masuren verbracht hat, der weiß bestimmt, was mit dem Begriff „Schlorren-Gymnasium“ gemeint ist. So wurden im allgemeinen jene ein- oder zweiklassigen Volksschulen bezeichnet, wie es sie in diesem Land in fast allen der verstreut liegenden, oftmals weitabgeschiedenen Dörfern gegeben hat. Und sie hießen so, weil die Marjellchens und Lorbasse vom ersten bis zum achten Jahrgang nahezu ausnahmslos mit jenen einfachen Holzpantinen zum Unterricht kamen, die seit jeher „Schlorren“ genannt wurden. Das galt allerdings nicht immer. Denn im Sommer, wenn es warm war, liefen die Kinderchen lieber barfuß. Und weder das eine noch das andere hat die Herren Lehrer im geringsten gestört.

Diese wackeren Pädagogen waren nämlich viel zu sehr damit beschäftigt, ihren Zöglingen Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen sowie auch eine Portion Religion, wie sie in Bibel, Gesangbuch und Katechismus verzeichnet stand. Und dieses ist ihnen zumeist vortrefflich gelungen, wobei sie sich freilich nicht scheuten, gelegentlich den Rohrstock zur Hilfe zu nehmen, wo immer es ihnen nötig schien.

So erhielten die „lieben Kleinen“ in jenen Schlorren-Gymnasien durchaus das geistige Rüstzeug für ihr späteres Leben und meist noch etwas darüber hinaus. Ja, es geschah nicht selten, daß der eine oder andere auf die höhere Schule in der nächstgelegenen Stadt wanderte und später manchmal sogar die Universität bezog, vorwiegend natürlich die Albertina zu Königsberg.

Praktische Dinge für's Leben lernen

Ansonsten wurde jedoch in solchen Schulen mehr Wert auf die praktischen Dinge des dörflich-bäuerlichen Alltags gelegt. Soll heißen, das kleine wie das große Einmaleins wurden wichtiger genommen als die Logarithmen der höheren Mathematik. Und ein Aufsatz über die jährliche Kartoffelernte erschien häufiger im Lehrplan als die Analyse des Faust-Dramas des Herrn von Goethe. Das „Lied von der Glokke“ freilich mußte oft auswendig gelernt werden.

Ein derartiges „Schlorren-Gymnasium“ hat es seinerzeit auch in Warninken gegeben, einem von Bauern, Handwerkern und Forstarbeitern bewohnten Dorf tief in den masurischen Wäldern. Dort amtierte seit Jahren der Lehrer Helmut Kozian. Ihm unterstanden an die 60 Schüler, von der ersten bis zur achten Klasse. Und aus seinem alltäglichen Unterricht soll hier einiges erzählt werden.

Da gab es zum Beispiel eine Rechenstunde, in welcher das Malnehmen geübt wurde. Und Lehrer Kozian stellte dem elfjährigen Bruno Malskat diese Frage: „Von sieben Kühen gibt jede am Tag zwölf Liter Milch. Wieviel Liter sind das insgesamt?“ Der Schüler überlegte ein Momentchen und erwiderte dann: „36 Liter, Herr Lehrer.“

Der wackere Pädagoge schüttelte den Kopf und meinte mit mildem Tadel in der Stimme: „Aber Brunochen, das stimmt nicht. Wie kommst nur auf die Zahl?“ Bruno Malskat widersprach: „Nei, nei! Die 36 Liter tun schon stimmen. Weil – wir haben doch nur drei Kühe und nich' sieben.“ Mochte diese Antwort auch falsch sein, Sinn für die Realitäten konnte man dem Knaben keinesfalls absprechen. Und den behielt er sein ganzes Leben lang. Er wurde deshalb auch ein tüchtiger Bauer auf dem ererbten Hof. Kein Wunder also, daß dieser Bruno eines Tages tatsächlich sieben Kühe im Stall stehen hatte. Und er konnte nicht nur ausrechnen, wieviel Milch sie jeden Tag gaben, sondern auch, was er in Mark und Pfennig dafür erlösen würde. Das hatte er auf dem „Schlorren-Gymnasium“ von Warninken gelernt.

Keine Fremdwörter im Unterricht

Bleiben wir noch ein wenig dortselbst und ebenso bei dem für die gesamte Dorfbevölkerung wichtigen Thema „Milchkühe“. Darauf kam nämlich Lehrer Kozian ein wenig später im Rahmen des Naturkunde-Unterrichts erneut zu sprechen. „Die Milch“, so dozierte er vor seiner Schülerschar, „die Milch ist unentbehrlich für die menschliche Ernährung. Sie enthält Eiweiß und Zucker, Mineralsalze und wichtige Vitamine.“

Man sieht unschwer, daß sich der Herr Lehrer gut vorbereitet hatte. „Außerdem“, so fuhr er in seinem Vortrag fort, „ist auch Fett in der Milch. Und nun möcht' ich fragen, wozu ist es gut, dieses Fett? Wer weiß es?“ Niemand meldete sich. Erst nach einem Weilchen hob Liesbeth Sawitzki den Finger, eine Kätnerstochter, die im letzten Schuljahr war.

Helmut Kozian verwunderte dies, denn die Marjell gehörte nicht eben zu den Hellsten. Dennoch ließ er sie antworten und die mit zwei langen Zöpfen gezierte Liesbeth gab diese Auskunft: „Vielleicht is' Fett in der Milch, damit nich' so quietscht das Euter beim Melken.“ Worauf der Herr Lehrer den Naturkunde-Unterricht abrupt beendete und eine außerplanmäßige Pause anordnete.

Selbstverständlich wurde auf dem Schlorren-Gymnasium im masurischen Warninken gesteigerter Wert auf die deutsche Sprache gelegt. Mundartausdrücke duldete Helmut Kozian allerdings bis zu einem gewissen Grad. Die Schüler durften etwa „nuscht“ sagen oder auch „puschein“ – wobei das breite ostpreußische „eij“ zum Tragen kam. Fremdwörter hingegen wurden nicht gelitten, sie waren streng verpönt.

»Ausgezogen« das Vaterland zu verteidigen

Da gab es jedoch eine Marjell, die knapp vor der Einsegnung stand. Ihr Name soll hier verschwiegen werden, weil er nichts zur Sache tut. Dies Mädchen war in den großen Ferien bei einer Tante zu Besuch gewesen, die in einer ansehnlichen Stadt lebte, in Allenstein vielleicht oder gar in Königsberg am Pregel. Und dort hatte das gute Kind das eine oder andere aufgeschnappt von „feiner und gebildeter Sprache“.

Nun begab es sich, daß der Dorflehrer von Warninken dem obersten Jahrgang aufgab, einen Hausaufsatz zum Thema „Unser Hühnerhof“ zu verfertigen. Das hatte auch jene Marjell zu tun, die sozusagen in großstädtische Umgangsformen hineingerochen hatte. Und in deren Aufsatz stand unter anderem dies: „In unserem Hühnerhof ist die Legalität schon ziemlich gut, aber die Brutalität läßt noch zu wünschen übrig.“

Womit hinreichend bewiesen ist, daß Fremdwörter tatsächlich oft Glückssache sind. Das galt ebenso für Kinderfragen, denen sich Helmut Kozian oft ausgesetzt sah. Dazu ein kleines Beispiel: Heini Teske, ein etwa zehnjähriger Gnurpel, der ein schlaues Köpfchen unter der Mütze hatte, wollte wissen: „Waren die Soldaten früher einmal nackt, Herr Lehrer?“

Der kratzte sich verwundert hinter dem Ohr. „Aber nicht doch“, gab er Auskunft. „Die Soldaten hatten immer schon eine Uniform an. Wie kommst überhaupt auf so was Dummes?“ Der Gnurpel namens Heini entgegnete: „Hab' ich gelesen in einem Buch. Da stand: Die Soldaten waren ausgezogen, um das Vaterland zu verteidigen.“

Es könnte noch viel erzählt werden über die Schlorren-Gymnasien in Ostpreußen. Doch soll es diesmal genug sein. Wer ein solches besucht hat, der erinnert sich noch im hohen Alter an manche Begebenheit. Und wenn er so nach 30, 40 oder 50 Jahren in die Heimat fährt, dann fällt ihm einiges davon wieder ein.

Es ist deshalb nicht weiter verwunderlich, wenn ein solcher Heimwehtourist als erstes sein Elternhaus aufsucht oder was davon übrig ist. Der zweite Gang führt jedoch meist zu dem Platz, wo die alte Dorfschule stand oder noch steht. Und dann wird dies wieder wach: Wie die Schiefertafel vollgekritzelt wurde, wie man in der Fibel die ersten Wörter zusammenbuchstabiert hat und wie in der großen Pause den Marjellchens Kletten in die Haare geschmissen worden sind. Glückselige Kinderzeit ...

»Mut zu einer klaren Sprache«

Durch Verschweigen verschwindet die deutsche Vergangenheit Schlesiens nicht



„Schlesien lebt" ist eine bewundernswerte Leistung des 90jährigen Autoren, des langjährigen Vorkämpfers für Schlesien, der noch immer die Kraft aufbringt, für Schlesien mit seiner 700jährigen deutschen Geschichte und seiner 60jährigen polnischen Gegenwart als heimatvertriebener deutscher Schlesier zu streiten: „... wir sollten gemeinsam, Deutsche und Polen, Schlesien Zukunft geben ... ‚Schlesien lebt', das ist kein Wort für Pessimisten und Nörgler, es ist ein optimistisches Wort." Er möchte den Zustand überwinden, daß es für Deutsche nur ein Schlesien der Vergangenheit und für Polen nur eines der Gegenwart gibt.

In dem im Dezember 2005 geschriebenen Geleitwort zu „Schlesien lebt" von Christian Wulff, dem Ministerpräsidenten von Niedersachsen, kann man lesen, daß 1949 ein Viertel der Bevölkerung des Landes, 1,8 Millionen, Flüchtlinge und Vertriebene waren. Er findet anerkennende Worte für das Engagement von Dr. Hupka für Schlesien und die Schlesier und fügt hinzu: „Der Verlust der Heimat und die Vertreibung sind zu ächten. Ich schließe damit ausdrücklich alle Menschen ein, die von Vertreibungen betroffen waren und sind. Aus diesem Grunde setzt sich auch die niedersächsische Landesregierung für ein ‚Zentrum gegen Vertreibungen' in Berlin ein."

In 42 leicht überschaubaren und treffend überschriebenen Abschnitten, die jedoch ein sorgfältigeres Lektorat verdient hätten, plädiert Hupka nachdrücklich für eine Beschäftigung mit dem heutigen Schlesien, denn Gegenwart und Zukunft seien gefragt. Die Kenntnis der Geschichte Schlesiens und die Auseinandersetzung mit dem historischen Geschehen aber gehörten unverzichtbar dazu. Überzeugend ausgewogen beschreibt er als Deutscher und als Heimatvertriebener die „Ambivalenz des 8. Mai 1945" als eines Tages des Sowohl-als-auch, des Triumphes und des Untergangs, der Befreiung und des neuen Leidens im Osten Deutschlands. „Zum nationalen Bewußtsein gehört auch das Leid, das Mitbürgern zugefügt worden ist." Und er fragt klagend: „Warum fehlt es an der Solidarität angesichts der Vertreibung der Deutschen mit den Vertriebenen?"

Das Problem des Verschweigens des Vertreibungsverbrechens durch Politiker und die Medien ist von den Vertriebenen immer wieder beklagt worden, so auch hier unter „Die Angst vor der Wahrheit". Selbstkritisch hat Otto Schily erst 1999 als Minister darüber gesprochen und festgestellt: „Inzwischen wissen wir, daß wir nur dann, wenn wir den Mut zu einer klaren Sprache aufbringen und der Wahrheit ins Gesicht sehen, die Grundlage für ein gutes friedliches Zusammenleben finden können." Dazu gehört zweifellos das langjährige verbale Beschwichtigen und Verharmlosen durch Begriffe wie „Bevölkerungsaustausch", der die Wirklichkeit doch nur unvollkommen verstekken kann, wie zum Beispiel in diesem Zitat: „Noch nie hat in der Weltgeschichte ein derartiger Bevölkerungsaustausch wie in Breslau stattgefunden, indem über 600 000 Deutsche die Stadt an der Oder verlassen und an ihre Stelle über 600 000 Polen ihr Zuhause gefunden haben."

Der Autor hat erfahren, daß auch Breslauer Professoren sich schwer tun, eigene Schuld zuzugeben und Vertreibung als solche anzusprechen. Im Vergleich zu den Jahrzehnten davor aber spricht man in intellektuellen Kreisen Polens relativ offen über das für die Deutschen fürchterliche Geschehen 1945 / 1946. Besonders auf deutscher Seite aber gebe es dazu immer wieder die schlichte Erklärung, daß Hitler an all dem Geschehen, also auch der Vertreibung von Millionen Deutschen aus Ostdeutschland Schuld sei. So auch bei dem Publizisten Ralph Giordano. Unwidersprochen aber gelte heute, daß kein Verbrechen durch ein vorausgegangenes gerechtfertigt werden darf!

In „Zur Geschichte Schlesiens" stellt der Autor überzeugend beispielhaft dar, wie heute in Schlesien nicht nur die Vertreibung der Deutschen, sondern auch die deutsche Vergangenheit des Landes geschickt verschwiegen wird. So soll zum Beispiel die Stadt „Luban" (statt „Lauban") erst 1871 mit der Gründung des Deutsches Reiches unter Bismarck zu Deutschland gekommen sein. Die vielen Geschichtsfälschungen müßten nach Hupka in einem fair geführten deutsch-polnischen Disput beseitigt werden! Als falsch bewertet Hupka auch die Verwendung von „‚Schlesisch' als ethnische Bezeichnung und einzige Charakterisierung ... Eine schlesische Ethnik, eine nur und ausschließlich schlesische Kultur gibt es nicht." Man ist entweder Deutscher oder Pole in Schlesien! „Wasserpolnisch" ist ein oberschlesischer Dialekt, der von Polen und von Deutschen gesprochen wird.

Ein eigener Abschnitt befaßt sich mit „Breslau, die Hauptstadt Schlesiens", die man gut neben Wien und Prag stellen könne, denn Breslau kann „sich mit diesen Hauptstädten dank seiner Vergangenheit, seiner Bauten, seiner geistigen Potenz in der Vergangenheit messen und vergleichen." Es folgen Abschnitte über „Görlitz, die Hauptstadt im schlesischen Zipfel", den Oberschlesier Joseph von Eichendorff und den Schlesier Gerhart Hauptmann. Sehr lesenswert ist der Abschnitt „Kultur der Erinnerung, ein Erbe, das verpflichtet" mit besonderem Bezug auf jüdisch-deutsche Schlesier. Ich würde noch auf den in Breslau geborenen Historiker Fritz Stern verweisen, auf den letzten Chefarzt des Jüdischen Krankenhauses dem Breslauer Arzt Dr. med. Siegmund Hadda (2001) und das lesenswerte Buch der leider verstorbenen Barbara Genzow.

Immer zu beklagen ist das Verhalten der deutschen Medien und Regierungen und wohl auch das Verhalten selbstbezogener Landsmannschaften: „Die Ostpreußen erfahren nichts von Schlesien und die Schlesier nichts von Ostpreußen. Darüber hinaus ist es so, ... daß die allgemeine Öffentlichkeit ohnehin kaum etwas von Schlesien oder von Ostpreußen erfährt. Man ist in unseren Medien weder bereit, über die Vergangenheit zu unterrichten noch die Gegenwart darzustellen."

In „Sich Schlesiens zu vergewissern" stellt Hupka zunächst realistisch fest: „Die so genannte Erlebnisgeneration wird immer geringer, der Tod spricht sein Wort." Dann aber plädiert er erneut nachdrücklich für die Beschäftigung mit Schlesiern und Schlesien und entsprechend natürlich mit Ostpreußen usw. „'Schlesien lebt', dies ist selbstverständlich auch und gerade geistig und kulturell gemeint. Zuerst ist es aber die Geschichte, denn ohne Schlesien gibt es keine vollständige deutsche Geschichte. Man kann Schlesien oder Ostpreußen weder ausgrenzen noch als Niemandsland vergessen machen. Und dann das geistige Kapital ... Literatur, Philosophie, Baukunst und Malerei ..."

Schlesien wach zu halten sollte eine Aufgabe für jedermann in unserem Volk sein! „Weder der Stamm der Schlesier noch Schlesien dürfen aussterben und untergehen." Daher folgt Hupka dem Bundespräsidenten Köhler, der 2005 gefordert hat, daß es keinen Schlußstrich geben darf, weder für die Deutschen als Täter noch für die Deutschen als Opfer! Um diese Problematik gehe es auch bei dem „Gezerre" um das Projekt eines „Zentrums gegen Vertreibungen", das man den Deutschen nicht in Eigenverantwortung überlassen will.

Erstaunlich und bewundernswert, mit welcher Zuversicht und welchem Optimismus Hupka „Schlesien Zukunft geben" will! Und um diese Zukunft müssten sich die aus der Heimat vertriebenen Deutschen und die in Schlesien lebenden Deutschen und Polen gemeinsam bemühen! Doch es bleibt zu fragen: Ist Herbert Hupkas Idealismus, ist seine Zukunftsvision realistisch? Das ist nachdrücklich zum Wohle beider Seiten zu wünschen und zu unterstützen. Die mentale nationalistische Realität auf polnischer Seite wird diesen Elan wohl heftig bremsen. Und auf deutscher Seite herrscht eher Schweigen oder Nachgeben. Aber auch das kann sich ändern, nicht zuletzt durch das Engagement Herbert Hupkas. *Helmut Sauer*

Hupka, Herbert: „Schlesien lebt. Offene Fragen – kritische Antworten", München: Langen Müller 2006, geb., 236 Seiten, 19,90 Euro



Dr. Herbert Hupka (* 15. August 1915 in Diyatalawa, Sri Lanka) deutscher Journalist und Politiker. Er war zunächst Mitglied der SPD, schloß sich aber später der CDU an. Herbert Hupka ist in Diyatalawa in einem englischen Internierungslager auf Ceylon (heute Sri Lanka) als Sohn einer jüdischen Mutter und eines deutschen Professors geboren. Er wuchs in oberschlesischen Ratibor auf, wo er allein von der Mutter aufgezogen wurde, da sein Vater bei der Rückkehr von Ceylon verstarb. Nach dem Abitur studierte er in Halle und Leipzig Germanistik, Geschichte und Geographie. Während des Krieges wurde er zunächst eingezogen, dann wurde seine Mutter in das KZ nach Theresienstadt deportiert, und er selbst nach einem Kriegsgerichtsurteil und einer Haftstrafe 1944 von der Armee entlassen, und kehrte nach Ratibor zurück. Dr. Herbert Hupka war von 1969 bis 1987 Mitglied des Deutschen Bundestages. Der Schwerpunkt seines politischen Wirkens war die Vertriebenenpolitik. Von 1968 bis 2000 war er Präsident der Landsmannschaft Schlesien. Auch war er Vorsitzender des Ostdeutschen Kulturrates und Vizepräsident des Bundes der Vertriebenen.

Herz-, Lungentätigkeit prüfen · sich abkapseln · Verteidigung bei Gefahr · Untätigkeit · Feldertrag · gewöhnlich, alltäglich · altgriechischer Dichter · Feingewicht für Edelmetalle · griechische Friedensgöttin · Kartenspielertreffen · biblischer Stammvater · Futterpflanze · Roll- und Eiskunstlauffigur · Gewürzblatt

Zierpflanze · Fluss der Schweiz u. Frankreichs · Berechnung, Schätzung

Glaubensbekenntnis · der Grille ähnliches Insekt · Fehllos bei der Lotterie · Bezahlung

Baumwollhemd (engl.) · Teil des Hauses, Stube · künstlerischer Beruf (Ballett)

Wüsteninsel · chemisches Element · Mailänder Opernhaus · niederländische Stadt · Gespenst · ein Pferd zum Ausritt vorbereiten

ein Europäer · Kleidungsstück · flaschenförmiges Gymnastikgerät · bereit, gebrauchsfertig · Gebärde

Eheschließung, Trauung · zwei Dinge, Menschen · dünner Pfannkuchen (franz.) · Stockwerk

großartig, hervorragend · franz. Wallfahrtsort · besitzanzeigendes Fürwort · Hersteller; Verkäufer

verblüht, vertrocknet · exakt; pünktlich · scherzhaft: Atem · deutscher Bundespräsident (Theodor) · ostafrikanischer Staat · Oper von Richard Strauss

griechischer Buchstabe · Eierkuchen · regsam und wendig · Behälter aus Papier, Plastik

Hafen des antiken Rom · Weinglas · früherer Titel in Genua u. Venedig

Anhänglichkeit, Loyalität · leitender Minister Ludwigs XIII. · Additionsergebnis · Ansprache, Vortrag · Mitglied des span. Hochadels

Senator · elektr. geladenes Teilchen · rechter Nebenfluss der Donau

Träger einer Erbanlage · völlig erschöpft (ugs.)

römischer Grenzwall · somit, mithin · Stadt in Pakistan · Zahlungsmittel · das Paradies · Künstler; Handwerker

Dramengestalt, Dänenprinz · Weltmeer · Wettkampfstätte; Manege · steifes Sumpfgras · Gegenpunkt des Zenits

Mangel leiden, entbehren · Grundbalken eines Schiffes

italienische Gesangskunst · bulgar. Währungseinheit · leichtes, schnelles Ruderboot · verschönerndes Beiwerk · Nachbarstaat des Iran

Edelgas · Abkürzung für das ist

Schulfach, Naturwissenschaft · Hauptstadt Armeniens · schott. Seeungeheuer

unnötig lange Strecke · Drama von Ibsen · englischer Adelstitel

So ist's richtig:

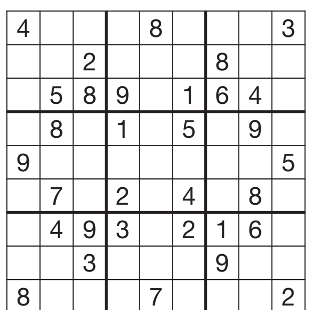
Diagonalrätsel: 1. Mosaik, 2. Muskat, 3. ideell, 4. Neptun, 5. Spitze, 6. Ironie – Muetze, Kaeppi

Kreiskette: 1. Spanne, 2. Ulanen, 3. Lineal, 4. Panier, 5. Planer – annullieren

Sudoku:

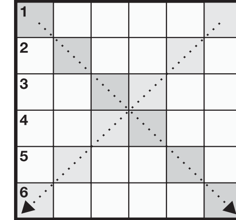
4	9	7	5	8	6	2	1	3
1	6	2	7	4	3	8	5	9
3	5	8	9	2	1	6	4	7
2	8	4	1	3	5	7	9	6
9	3	1	8	6	7	4	2	5
6	7	5	2	9	4	3	8	1
7	4	9	3	5	2	1	6	8
5	2	3	6	1	8	9	7	4
8	1	6	4	7	9	5	3	2

Sudoku



Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 x 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält.

Diagonalrätsel



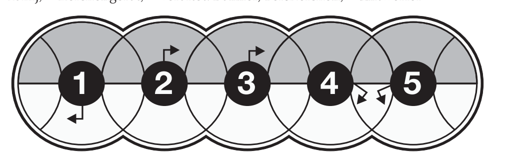
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Kopfbedeckungen.

1 Bildwerk aus bunten Steinen,
2 Gewürznuss, **3** nur geistig vorhanden, **4** römischer Meergott,
5 Endpunkt eines Pfeils,
6 feiner Spott

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein anderes Wort für „ungültig erklären".

1 Zeitraum; Abstand; Preisunterschied, **2** früherer Lanzenreiter (Mehrzahl), **3** Zeichengerät, **4** veraltet: Banner, Feldzeichen, **5** Entwerfer



»Versuche, einer von dreien zu sein«

Vor 125 Jahren erreichte Reichskanzler Bismarck mit dem Dreikaiservertrag den von ihm selber postulierten Idealzustand

Von Manuel Ruoff

Der Erste Weltkrieg, diese Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, unter deren Folgen wir noch heute leiden, läßt sich zumindest vordergründig auf die Rivalität zwischen Rußland und Österreich-Ungarn um Einfluß auf dem Balkan zurückführen. Daß diese Rivalität nach dem Terroranschlag vom 28. Juni 1914, der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Ehefrau Sophie Herzogin von Hohenberg innerhalb weniger Wochen zum Weltenbrand unter Einschluß aller Mächte der Pentarchie eskalierte, lag nicht zuletzt daran, daß das Deutsche Reich damals ebenso wie die Westmächte Frankreich und Großbritannien mit einem und zwar nur einem der Rivalen verbündet war.

Dabei hat es in der Geschichte des Deutschen Reiches vor dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. eine Zeit gegeben, in der das Reich nicht nur mit den beiden Rivalen verbündet war, sondern sie sogar zu einem gemeinsamen Dreierbündnis hatte bewegen können. Es war dies die Zeit des Dreikaiservertrages. Mit diesem Bündnis der drei Ostmächte erreichte Reichskanzler Otto von Bismarck für ein paar Jahre sein erklärtes außenpolitisches Ideal: »Versuche, einer von dreien zu sein, solange die Welt durch das unsichere Gleichgewicht von fünf Großmächten regiert wird.«

Die Situation nach den Einigungskriegen ähnelt in mancher Beziehung jener nach den Befreiungskriegen. Wie die Befreiung Preußens wäre auch die Einigung Deutschlands ohne Rußlands Wohlwollen nicht möglich gewesen. Wie weiland Preußens König Friedrich Wilhelm III. war auch der Deutsche Kaiser Wilhelm I. deshalb von tiefer Dankbarkeit gegenüber dem russischen Zaren erfüllt. Und Rußland hatte Deutschland nach dessen Einigung die Rolle zugedacht, die Preußen nach seiner Befreiung tatsächlich gespielt hatte, die eines russischen Juniorpartners.

Eine derartige Juniorpartnerschaft wollte Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck jedoch unbedingt verhindern. Seine außenpolitische Devise lautete: „Versuche, einer von dreien zu sein, solange die Welt durch das unsichere Gleichgewicht von fünf Großmächten regiert wird.“ Das war im außenpolitischen Fahrwasser Rußlands jedoch unmöglich, denn dafür stieß dessen offensive, um nicht zu sagen: aggressive, Politik gegenüber dem Osmanischen Reich bei Großbritannien und Österreich-Ungarn auf viel zu starke Ablehnung. Sollte jedoch das Deutsche Reich an der Seite Rußlands in einen Konflikt mit Großbritannien und Österreich-Ungarn gezogen werden, galt es angesichts des französischen Revanchismus als ausgemacht, daß Frankreich sich auf die Seiten von Deutschlands Gegnern schlagen würde. Dann wäre das Deutsche Reich nur zu zweit im Europa der Fünf gewesen.

Bismarck wollte deshalb unbedingt verhindern, sich die Freundschaft St. Petersburgs mit der Feindschaft Wiens zu erkaufen. Als von russischer Seite eine bilaterale Militärkonvention vorgeschlagen wurde, die zum gegenseitigen militärischen Beistand im Falle des Angriffs einer dritten europäischen Macht verpflichtete, versuchte er deshalb diese vom Beitritt Österreich-Ungarns abhängig zu machen. Die Differenzen zwischen der Doppelmonarchie und dem Zarenreich waren allerdings zu groß für ein derart festes Dreierbündnis.

Bismarck erreichte jedoch, daß der österreichische Kaiser Franz Joseph und der russische Zar Alexander II. wenigstens ein vergleichsweise unverbindliches politisches Abkommen abschlossen, daß durch den Beitritt Kaiser Wilhelms I. 1873 zum Dreikaiserabkommen wurde.

Das Bündnis zerbrach, als wenige Jahre später Rußland in der 1875 beginnenden Balkankrise das zu verwirklichen trachtete, woran Österreich und Großbritannien mit Frankreich es im Krimkrieg (vgl. *PAZ* vom 25. März) gehindert hatten. Diesmal führte der Konflikt jedoch nicht zum Krieg, sondern konnte 1878 auf dem Berliner Kongreß einer friedlichen Lösung zugeführt werden. Doch auch diesmal war Rußland mit dem Ergebnis unzufrieden. Hatte es Rußland jedoch Preußen nach dem Krimkrieg zugute gehalten, daß dieses als einzige Großmacht neutral geblieben war, so machte es nun das Reich als Präsidialmacht für das Kongreßergebnis verantwortlich.

In dieser Situation suchte Bismarck Rückhalt gegenüber Rußland. Frankreich hatte die Niederlage von 1870/71 (vgl. *PAZ* vom 29. Mai 2004) noch nicht verwunden und fiel als potentieller Verbündeter aus. Die Briten auf ihrer Insel hielten noch immer an ihrer Politik der „splendid isolation“ (großartigen Isolation) fest. Es blieb als fünfte Großmacht Österreich-Ungarn. Die Österreich-Ungarn waren durchaus willig. Das lag zum einen daran, daß Bismarck im Deutschen Krieg von 1866 (vgl. *PAZ* vom 22. Mai 2004) dem Verlierer einen großzügigen Frieden gewährt hatte und auf Demütigungen wie einen Einzug in Wien verzichtet hatte. Es lag aber auch an der Entwicklung in der Habsburgermonarchie nach dem verlorenen Krieg. Nach dem kriegsbedingten Verlust der Vorherrschaft in Deutschland war die Stellung der Deutschösterreicher in der Donaumonarchie derart geschwächt, daß sie auch dort die Vorherrschaft nicht mehr aufrechterhalten konnten. Sie mußten im sogenannten Ausgleich den Ungarn die Gleichberechtigung gewähren. Im Gegensatz zur deutschösterreichischen hatte die ungarische Führungselite jedoch kein Problem damit, den Preußen die Vorherrschaft in Deutschland zu lassen. Für sie war der nördliche Nachbar weniger ein Rivale um die Vorherrschaft in Deutschland als ein wünschenswerter Verbündeter im Machtkampf mit dem russischen Rivalen auf dem Balkan. So kam es 1879 zum Abschluß des Zweibundes zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn.

Bismarck versuchte nun als weitere Großmacht trotz deren „splendid isolation“ Großbritannien ins Boot zu holen, doch in dieser Situation unternahm nun wieder St. Petersburg einen Annäherungsversuch. Darauf hatte Bismarck gehofft. Denn noch waren die deutsch-russischen Beziehungen nicht so schlecht, daß es versucht hätte, aus Trotz ein Bündnis mit Frankreich zu suchen. So kam es zu einer Wiederaufnahme der Verbindung zwischen Deutschem Reich, Österreich-Ungarn und Rußland. Am 18. Juni 1881 wurde der Dreikaiservertrag abgeschlossen. Der Dreikaiservertrag war weniger ideologisch verbrämt als das Dreikaiserabkommen, aber dafür konkreter. Im entscheidenden Passus verlangte der Vertrag von den Vertragschließenden wohlwollende Neutralität, wenn einer von ihnen sich mit einer vierten Großmacht „im Krieg befinden würde“. Also selbst wenn es Paris gelingen sollte, Berlin als Aggressor erscheinen zu lassen, brauchte das Reich keinen Zweifrontenkrieg zu fürchten. Des weiteren verpflichteten sich die drei Parteien, gewaltsame Änderungen des Status quo auf dem Balkan nur im Konsens zu vollziehen.

Der für drei Jahre abgeschlossene Vertrag wurde 1884 um weitere drei Jahre verlängert. Zu einer weiteren Verlängerung kam es nicht mehr, denn vorher fiel er der bulgarischen Krise zum Opfer. 1885 besetzte das von Rußland geförderte Bulgarien Ostrumelien, woraufhin Serbien dem Fürstentum den Krieg erklärte. Die Bulgaren behielt in diesem Ringen die Oberhand, und nur eine österreichisch-ungarische Intervention ersparte Serbien eine Kriegsniederlage und Gebietsverluste. Diese Intervention Österreich-Ungarns ohne vorherige Absprache mit den beiden anderen Ostmächten interpretierte Petersburg als Bruch des Dreikaiservertrages, der damit obsolet war.

Wenn es Bismarck auch nicht gelang, die Ostmächte in einem Bündnis zusammenzuhalten, so gelang es ihm doch wenigstens, mit den beiden anderen verbündet zu bleiben und diese damit von einem Bündnis mit Frankreich abzuhalten. Mit Österreich-Ungarn bestand bereits der Zweibund. Mit Rußland wurde nun 1887 der Rückversicherungsvertrag geschlossen. Durch diese beiden Bündnisse waren sowohl Rußland als auch Österreich-Ungarn verpflichtet, sich im Falle eines französischen Angriffs auf das Deutsche Reich zumindest neutral zu verhalten.

Im Gegensatz zu Bismarck hielten es seine Nachfolger jedoch für politisch wie moralisch unmöglich, mit beiden Kontrahenten gleichzeitig verbündet zu sein, und so ließen sie 1890 den Rückversicherungsvertrag auslaufen. Ein Vierteljahrhundert später hatte das Reich von den übrigen vier Großmächten nur Österreich-Ungarn an seiner Seite. Statt wie von Bismarck erstrebt, einer von dreien, war das Deutsche Reich nun nur einer von zweien. Die Folgen sind bekannt.





Die drei Kaiser der Ostmächte: Franz Joseph, Alexander III. und Wilhelm I. (von links nach rechts) Fotos: Archiv

Westeuropäer wollten Schwelbrand beseitigen

Interview mit dem Rechtsanwalt und Honorarprofessor Wolfgang Schlüter über die Sudetenfrage

Wie beurteilen Sie die Haltung der Bundesrepublik Deutschland zum Münchner Abkommen von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis heute?

Wolfgang Schlüter: Die BRD hat in dem Vertrag von 1973 [Prager Vertrag, der das Münchner Abkommen für nichtig erklärte; die Redaktion] eine völkerrechtliche Position aufgegeben, die nicht aufgegeben zu werden brauchte. Die BRD sieht eine Rechtfertigung dieser Haltung in der politischen Lage, in der sie sich heute befindet. Sie war damals noch mehr von den Siegermächten abhängig als heute. Vom Sachverhalt her war die Anerkennung der Nichtigkeit ex tunc [„von damals an“; die Redaktion] völkerrechtlich nicht gerechtfertigt. Der Vertrag ist nicht unter Drohung und Gewaltanwendung zustande gekommen, sondern die Abtretungserklärung der tschechoslowakischen Regierung erfolgte aufgrund einer Note Großbritanniens und Frankreichs. Der Vertrag von 1973 ergab auch Schwierigkeiten, die die Staatsangehörigkeit der Sudetendeutschen betrafen. Hier mußte die BRD neue Gesetze schaffen, um die Staatsangehörigkeit zu regeln. Außerdem ergeben sich aus der möglicherweise vorschnellen Handlung der bundesdeutschen Regierung im Jahre 1973 nunmehr Schwierigkeiten bei der Entschädigung von Enteignungen und bei den Bemühungen der Sudetendeutschen, ihr Eigentum zurückzuerhalten.

Wie beurteilen England und Frankreich heutzutage das Münchner Abkommen?

Schlüter: Die Engländer und die Franzosen haben sich nie dem Standpunkt angeschlossen, daß der Vertrag ex tunc nichtig sei, sie haben aber erklärt, daß aufgrund der nachfolgenden Handlungen des Deutschen Reiches die BRD als Rechtsnachfolger das Recht aus diesem Vertrag verloren habe. England und Frankreich billigen Deutschland Rechte aus der Prager Abtretung und aus dem Münchner Durchführungsabkommen nicht mehr zu.

Welche Folgen für die Sudetendeutschen hatte die „Entgermanisierungspolitik“ der Tschechei konkret und welche Maßnahmen wurden dabei ergriffen?

Schlüter: Die „Entgermanisierungspolitik“ der Tschechen war zunächst ein politisches Schlagwort, wurde dann aber durch die Vertreibung der Sudetendeutschen auf eine grausige Weise Wirklichkeit. Es steht nicht fest, ob von Anfang an die Absicht der Tschechen bestand, die Deutschen zu vertreiben oder ob diese erst im Zusammenhang mit dem Kriegsende 1945 umgesetzt wurde. Die Folge der „Entgermanisierungspolitik“ war im Endeffekt der bedauerliche Verlust der Heimat der Sudetendeutschen. Konkrete Maßnahmen der „Entgermanisierungspolitik“ waren seit den 1920er Jahren die Enteignung von deutschem Grundbesitz, die Beeinträchtigung der Geschäfte deutscher Banken und vor allen Dingen die Schulpolitik, die zur Schließung der Schulen in rein deutschsprachigen Gebieten und Ersatz durch tschechische Schulen geführt hatte.

Welche Rolle im Konflikt zwischen Sudetendeutschen und Tschechen spielte das Deutsche Reich? Welche Einflußmöglichkeiten waren gegeben und wie wurden diese genutzt und legitimiert?

Schlüter: Aus der Geschichte wird sichtbar, daß England und Frankreich bemüht waren, einen Schwelbrand zu beseitigen. Chamberlain, Halifax und Runciman haben sich intensiv darum bemüht, bei den Tschechen das Gefühl für das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Volksgruppe wachzurufen. Sie haben dann auch die Tschechoslowakei unter Druck gesetzt, der Abtretung zuzustimmen, weil sie damit militärische Maßnahmen des Reiches verhindern wollten. Historisch gesichert können wir davon ausgehen, daß erst in den letzten Jahren ab 1936/37 eine Verbindung zwischen der Sudetendeutschen Partei und dem Deutschen Reich virulent wurde.

Welche Bestrebungen gab es von sudetendeutscher Seite im Hinblick auf einen Anschluß an das Deutsche Reich seit 1918?

Schlüter: Unmittelbar nach dem Kriegsende 1918 bestand die Absicht Deutschlands und Österreichs, unter Einbeziehung der sudetendeutschen Gebiete sich zu einem Reich zu vereinigen. Diese Bemühungen haben die Alliierten verboten. Sicherlich ist der Wunsch zum Anschluß der Sudetendeutschen an das Deutsche Reich geblieben, auch wenn einflußreiche sudetendeutsche Kreise immer ihre Loyalität zum tschechischen Staat artikuliert und unter Beweis gestellt haben. Sie forderten lediglich ein ihrem Status entsprechendes Minderheitenrecht. Als dies Minderheitenrecht trotz verschärfter Bemühungen der Sudetendeutschen nicht eingeräumt wurde, wandte sich Henlein mit der Sudetendeutschen Partei an die deutsche Reichsregierung.

Das Interview entstand bei einem Besuch des Wissenschaftlers bei der Burschenschaft Normannia-Nibelungen zu Bielefeld in der Deutschen Burschenschaft anläßlich eines Gastvortrags.

Zur Person



W. Schlüter Foto: privat

Professor Dr. Wolfgang Schlüter ist Jurist und Rechtsanwalt. Seine Fachgebiete sind Wirtschafts- und Gesellschaftsrecht, Bankrecht, Presse- und Wettbewerbsrecht sowie Erbrecht. Über mehrere Jahre wirkte er als Dozent für Wirtschaftsrecht an der privaten Universität Witten / Herdecke und der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder. Zur Zeit arbeitet er als Honorarprofessor an der juristischen Fakultät der Universität Hannover. Privat gilt sein besonderes Interesse der Geschichte und dem Völkerrecht.



Beinahe zu Tode gepflegt

Enkel berichtet über die Vernachlässigung seiner Großmutter

Ach, warum haben wir nicht vorher genauer hingeschaut? Diese Fragen stellen sich Karsten Mütze und seine Mutter noch heute.

Erst als es beinahe schon zu spät war, blickten sie unter die Bettdecke seiner im Pflegeheim liegenden Großmutter.

Was Karsten Mützes Mutter dort entdeckte, war entsetzlich. Vom vielen Liegen und fehlender Pflege hatte die Großmutter zahlreiche vereiterte offene Wunden, die in einem Stadium waren, wo der Druckbrand schon lebensgefährlich wurde.

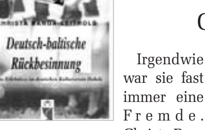
In letzter Minute wurde die vernachlässigte Margarette Sell noch ins Krankenhaus gebracht, wo man sie soweit gesund pflegte, daß sie zu ihrem Enkel und seinen beiden Kindern ziehen konnte, wo sie bis zu ihrem natürlichen Tod kurz vor ihrem 85. Geburtstag umsorgt wurde.

In „Kinder helft uns! – Der stumme Schrei aus Pflegeheimen“ beschreibt nun der Enkel der aus Ostpreußen stammenden Seniorin seine Erfahrungen mit der Qualität von Pflegeheimen sowie den Rechtsstreit mit dem Heim, in dem man seine Großmutter hatte verkommen lassen. Dabei geht Karsten Mütze auch auf die Biographie seiner nicht immer ganz einfachen Großmutter ein und gibt ihren hartherzigen, zum Schimpfen neigenden Charakter dafür an, daß er und seine Mutter die Zeichen der Verwahrlosung nicht rechtzeitig erkannt hatten, beziehungsweise auch das Pflegepersonal gern einen Bogen um die alte Frau gemacht haben könnte. Doch dies alles sei kein Grund dafür, daß alle ihren Verpflichtungen gegenüber der Bettlägerigen nicht nachgekommen seien, so das Fazit des Autors.

Auch bedauert er, daß zwar im Rahmen des Rechtsstreits eine Entschädigung gezahlt worden, ein Wort der Entschuldigung aber bis heute nicht über die Lippen der Heimleitung gekommen sei.

Karsten Mützes Schilderungen sind für viele Menschen, deren Angehörige in Pflegeheimen untergebracht sind, durchaus hilfreich, auch wenn sie ein ziemliches Negativbeispiel darstellen. Seine schlechten Erfahrungen können jedoch andere davor bewahren, daß ihnen ähnliches widerfährt. *Bel*

***Karsten Mütze: „Kinder helft uns! – Der stumme Schrei aus Pflegeheimen“**, BellaVista, Hamburg 2006, broschiert, 178 Seiten, 14,90 Euro, Best.-Nr. 5578*



Für die Heimat aufgerieben

Christa Banga-Leithold berichtet über deutsch-baltische Kulturarbeit

Irgendwie war sie fast immer eine Fremde. Christa Banga-Leithold wurde 1946 in Thüringen geboren, doch als sie neun Jahre alt war, zog es ihre aus Lettland stammende Mutter dorthin zurück. Doch Riga war nicht mehr die Stadt, die ihre Mutter einst verlassen hatte. Außerdem konnten die Kinder weder Lettisch noch Russisch, so daß sie in der Schule isoliert waren. Auch wurden Mitschüler in eine andere Klasse versetzt, da deren Eltern beschlossen hatten, daß ihre Sprößlinge nicht mit „Faschistenkindern“ zusammen unterrichtet werden sollten.

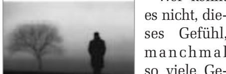
In „Deutsch-baltische Rückbesinnung – Meine Erlebnisse im deutschen Kulturverein Dobele“ berichtet Christa Banga-Leithold allerdings nicht schwerpunktmäßig über ihr Leben in Lettland. Die 1997 wieder nach Deutschland übergesiedelte Autorin schildert in ihrem Buch vielmehr die Schwierigkeiten der Gründung und den Aufbau des deutschen Kulturverein Doberle. Hiermit verbindet Christa Banga-Leithold zahlreiche Erfolgserlebnisse, aber auch sehr große Enttäuschungen. So freute sich die engagierte Vereinsleiterin, als sich völlig überraschend ein Geldgeber aus Deutschland fand, der die Unkosten des Vereins übernehmen wollte. Doch die Freude der Autorin währte nicht lange. Völlig unvermittelt erklärten ihr andere Personen aus Deutschland, daß ihr Geldgeber, der Journalist Joachim Siegerist, ein in Deutschland nicht gern gesehener Rechtskonservativer sei, und so lange er den Verein unterstützte, die Bundesrepublik eine Förderung des deutsch-baltischen Kulturprojektes Doberle nicht in Betracht ziehe. Christa Banga-Leithold war mitten in ein deutsches Wespennest gestoßen, von deren Existenz sie nach Jahrzehnten des Lebens hinter dem Eisernern Vorhang nichts hatte wissen können.

„Deutsch-baltische Rückbesinnung“ ist bezüglich des Informationsgehaltes über Probleme im völkerverbindenden Bereich auf Vereinsebene informativ, auch wenn der eigenwillige Schreibstil der Autorin nicht immer ein leichtes Textverständnis garantiert. *R. B.*

***Christa Banga-Leithold: „Deutsch-baltische Rückbesinnung – Meine Erlebnisse im deutschen Kulturverein Dobele“**, Frieling, Berlin 2005, broschiert, 173 Seiten, 9,80 Euro, Best.-Nr. 5579*

Alle Bücher sind über den PMD, Telefon (0 40) 41 40 08 27, zu beziehen.





Erdrückend

Wie Schweigen Leben zerstört

Wer kennt es nicht, dieses Gefühl, manchmal so viele Gedanken und Gefühle im Kopf zu haben, daß einem die Worte fehlen?

Bei Jochen Osthaus handelt es sich dabei allerdings nicht um ein situativ bedingtes Problem, sondern um einen schon krankhaften Dauerzustand. So ist es nicht erstaunlich, daß er mit Lili schon die zweite Liebe seines Lebens an einen anderen Mann verliert, da er sich in der Regel statt über Probleme zu sprechen in Schweigen hüllt.

Und auch wenn Jochen es nicht so ganz wahr haben will, im Grunde seines Herzens weiß er, daß sein für Lili erdrückendes Schweigen dazu geführt hat, daß sie ihn und ihre zwei Kinder Anton und Sophie verlassen hat. Doch auch in diesem Moment des Begreifens fehlen im die Worte …

„Jochen wußte, er müßte jetzt etwas sagen … Doch er sagte nichts. Schon immer war er schweigsam gewesen, hatte bereits als Kind unsichtbare Hände gefühlt, die seinen Mund verschlossen. Dahinter sich alles zurecht gelegt, Worte auswendig gelernt, ihrem Klang in seinen Ohren gelauscht, in seiner Kehle ... er liebte die Menschen, und er liebte die Liebe, wollte seiner Einsamkeit und Verzweiflung entkommen.“

Asta Scheib erzählt in „Der Austernmann oder Die Sprache des Schweigens“ zunächst aus der Sicht Jochens, wechselt jedoch später zur Perspektive Lilis. Hier fällt es dem Leser quasi wie Schuppen von den Augen, daß Jochen Osthaus seine Frau und ihre Beweggründe, viele Dinge zu tun, nie wirklich verstanden hat. Was er natürlich auch nicht konnte, da er ja nie auch nur den Versuch startete, eben diese zu hinterfragen.

Gleichermaßen wird dem Leser klar, daß Jochen Osthaus, seines Zeichens ein erfolgreicher Tiermediziner, sich seines Problems, der damit verbundenen Unfähigkeit, sich Problemen und Konfrontationen zu stellen, durchaus bewußt ist. Er fühlt sich seiner eigenen äußeren für die Umwelt sichtbaren Reaktion hilflos ausgeliefert, während in seinem Inneren eine Art emotionaler Orkan tobt.

An manchen Stellen in diesem Buch fühlt man fast, wie die Stille des Schweigens einen Raum nahezu zum Bersten anfüllen kann, weil eine verzweifelt ersehnte Antwort oder Äußerung ausbleibt und vom anderen nichts kommt, was die quälende Stille unterbricht.

Sorgsam beleuchtet Asta Scheib die Familie und das Umfeld des Tiermediziners, um dem Leser bis zur letzten Seite Stück für Stück die Erklärung zu liefern, wieso Jochen Osthaus zu einer solch „schweigsamen Auster“ werden konnte.

Ein sehr kluger Roman, der dem Leser zeigt, wie wichtig es im Leben für das Funktionieren sozialer Beziehungen ist, über Probleme zu sprechen, um für Konflikte eine Lösung zu finden. *A. Ney*

***Asta Scheib: „Der Austernmann oder Die Sprache des Schweigens“**, dtv, München 2006, 222 Seiten, 9,50 Euro, Best.-Nr. 5581*



Preußischer Klassiker

Kostbare Neuauflage zur »Landeskunde Preußen«

„Mit Recht betont man jetzt überall in Lehrerkreisen, daß der heimatkundliche Unterricht aus seiner dienenden Stellung als bloße Vorstufe des eigentlichen erdkundlichen Unterrichts befreit werden müsse, weil nach der hergebrachten Stellung der Heimatkunde den Schülern der höheren Schulen wie auch der Volksschulen eine nur mangelhafte Kenntnis der Heimat mit auf den Lebensweg gegeben werden kann. Die … ‚Landeskunde Preußens‘ … wendet sich an das gereiftere Verständnis der älteren Schüler. Auf den Oberstufen sieben- und achtklassiger Volksschulen, in Mittelschulen, Töchterschulen, Präparandenanstalten, Seminaren, sowie in den mittleren Klassen der höheren Schulen sollen die Hefte der ‚Landeskunde‘ Hilfsbücher in den Händen der Schüler sein, während sie in den weniger gegliederten Volksschulen in der Hand des Lehrers zur Anregung dienen mögen.“

Besser als dieser Auszug aus dem Vorwort kann kein Rezensent Sinn und Zweck sowie Adressaten und Niveau der „Landeskunde Preußens“ formulieren. Die Klage über die Vernachlässigung der Heimatkunde in der Schulausbildung klingt hochaktuell, doch läßt der Stil bereits erahnen, daß jenes Vorwort wie auch das Buch, dem es vorangestellt ist, aus einer anderen Zeit stammt.

Die „Landeskunde Preußens“ erschien vor nunmehr reichlich über 100 Jahren, nämlich 1901, bei dem renommierten Berliner Verlag W. Spemann, der seinerzeit zu den führenden in Deutschland gehörte und bis heute besonders durch seine rund 200 Bände umfassende Reihe „Deutsche Nationalliteratur“ immer noch ein Begriff ist. Ihr Herausgeber war der engagierte Heimatforscher August Beuermann. Die „Landeskunde Preußens“ umfaßt elf nach Provinzen geordnete Textbände. Mit Ausnahme des Bandes Ost- und Westpreußen, der zwei Provinzen zum Thema hat, stellt in jedem Einzelband ein speziell ausgewählter Kenner eine bestimmte preußische Provinz vor und stützt sich bei der Beschreibung – neben der vorhandenen landeskundlichen Literatur – hauptsächlich auf eigene Forschungen und Untersuchungen vor Ort. Ziel der Reihe war, das preußische Gebiet in einer neuen einheitlichen und anschaulichen Form vorzustellen. Dabei sollten aber die speziellen Merkmale der einzelnen Provinzen im Hinblick auf Lage, Landschaften, Bewohner, Verwaltung, Kirchen und Schulwesen et cetera besonders herausgearbeitet werden. So entstand eine umfassende und bemerkenswert fundierte Darstellung des kaiserzeitlichen Preußens zu Beginn des letzten Jahrhunderts.

Der Erfolg der „Landeskunde Preußens“ war beträchtlich. So erlebte beispielsweise der Band IV über die Provinz Hannover bis 1916 schon die neunte Auflage. Und trotzdem ist heute selbst in großen Spezialbibliotheken die komplette Reihe kaum noch zu finden. Um so erfreulicher ist es, daß sich der Archiv Verlag, der sich auf die Neuherausgabe preußischer Klassiker spezialisiert hat, mittlerweile auch dieses Standardwerkes angenommen hat. Diese Reprint-Edition erhält als Abschlußband zusätzlich einen Atlas zur Landeskunde Preußens auf der Grundlage der Karten, die der Original-Ausgabe der Reihe lose beigelegt worden waren.

Auch dieses Produkt des Archiv Verlages weiß durch die Verwendung hochwertiger Materialien sowie handwerklich anspruchsvolle und liebevolle Verarbeitung den Ästheten zu überzeugen. Eine kostbare Goldprägung und ein schützender Kopfgoldschnitt gehören ebenso dazu wie die Verwendung hochwertiger Materialien beim Einband und eine klassische Fadenheftung.

Der Startband der Reihe hat das neben Ostpreußen zweite Kernland des Hohenzollernstaates zum Thema, Brandenburg. Abgesehen von dem nur ungefähr ein Fünftel des Gesamtumfanges ausmachenden zweiten und letzten Teil „Betrachtung des Gesamtgebietes“ mit seinen Abschnitten „Ausdehnung“, „Entstehung und heutiger Zustand des Bodens“, „Entwicklung und heutiger Zustand der Kultur“ sowie „Staatliche Bildung und Verwaltung“ ist das Buch ansonsten nach den einzelnen Landschaften geographisch gegliedert.

Wer einen Überblick über Preußens Geographie vermittelt bekommen möchte und das in einer Weise und einem Stil wie höhere Schüler und Volksschullehrer in der zwar nicht in jeder, aber doch in mancher Beziehung tatsächlich „guten“, um nicht zu sagen: besseren, alten Zeit, der sollte sich dieses Werk zumindest einmal anschauen. *Manuel Ruoff*

***August Beuermann (Hrsg.): „Die Provinz Brandenburg“**, Archiv Verlag, 148 Seiten mit mehr als 30 Bildern, Statistiken und Zeichnungen, 29,80 Euro, zzgl. 3,10 Euro Versandkosten, Telefon (05 31) 12 22 – 1 11*



Deutschlands Stütze

Der Mittelstand und seine Stärken und Schwächen

Die Erforschung der Familienunternehmen und des Mittelstandes ist ein blinder Fleck in der Wissenschaft. So wie die überregionalen Zeitungen und Magazine sich fast ausschließlich für die börsennotierten Dax-Unternehmen interessieren, geraten kleine und mittlere Unternehmen selten in den Fokus der Forscher. Eine Ausnahme ist das Institut für Familienunternehmen, das der Privaten Universität Witten-Herdecke angeschlossen ist. Mit seinem neuen Buch „Die Einflußreichen. Henkel, Otto und Co. – Wer in Deutschland Geld und Macht hat“ stößt der Wirtschaftsjournalist Ulrich Viehöver also in eine Marktlücke. Der Autor hat bereits mit seiner kritischen Biographie des Porsche-Chefs Wendelin Wiedeking 2003 für einige Furore gesorgt. Der flott formulierende Viehöver ist ein bekennender, aber nicht apologetischer Fan von Familienunternehmen. Das macht er schon in seiner Einleitung deutlich, in der er mit der Konzernfixiertheit der Politiker ins Gericht geht: „Der wahre Reichtum an Firmen gerät hierzulande aus dem Blickfeld. Einseitig beherrschen börsennotierte, anonyme Kapitalgesellschaften und ihre (angestellten) Topmanager ungestört das Feld. Dabei haben sie kaum noch Erfolge vorzuweisen. Über ihre Schwächen kann auch das täglich verwirrende, weil widersprüchlich inszenierte Börsengeschehen nicht mehr hinwegtäuschen. Leider lassen sich viele Politiker bereitwillig von den tonangebenden Konzernen und ihren geschmeidigen Lobbyisten um den Finger wickeln … Gerade Aktiengesellschaften bauen jetzt Stellen ab und vernichten durch ihr verheerendes Mißmanagement Milliardenwerte.“

Viehöver positioniert sich völlig anders als zum Beispiel Wolfgang Münchau, der in seinem neuen Buch über „Das Ende der Sozialen Marktwirtschaft“ den Mittelstand als „heilige Kuh“ und Grund für Deutschlands wirtschaftliche Probleme darstellt. Viehöver ist kein Freund anonymer Kapitalgesellschaften. Er findet es gut, daß in Familienunternehmen die Bindung der Mitarbeiter an die Firma stärker ausgeprägt ist. Wer über Jahrzehnte die eigene Selbständigkeit zäh verteidigt hat, folgt nicht so leicht den Moden und Beratertrends oder erliegt gar der Hetzjagd hysterischer Spekulanten. Die Firmenpolitik ist langfristiger angelegt und auf Sicherheit ausgerichtet. Viele Chefs von inhabergeführten Unternehmen empfinden es als persönliche Niederlage, wenn sie ihre Leute entlassen müssen. Doch anders als in den USA ist es in Deutschland nicht Sitte, daß die teilweise superreichen Angehörigen eines Familienunternehmens mit Geld, Vermögen und Macht öffentlich protzen. Viehöver lüftet ein wenig den Vorhang und schaut, was sich hinter den Namen Merckle, Boehringer, Beisheim, Mohn, Henkel, Sal. Oppenheim oder Otto verbirgt. Vielleicht ziehen die genannten Unternehmen ihre Stärke aber auch daraus, daß sie nicht täglich die Spalten der Zeitungen füllen und Schlagzeilen produzieren: „Selbstverständlich ist in Familienbetrieben nicht alles Gold, was glänzt, weshalb auch die negativen Seiten in diesem Buch angesprochen werden. Dennoch, alles zusammen – Ausdauer, Einigkeit und Verantwortungsbewußtsein – scheint ein dauerhaft wirksames Rezept gegen lästige Heuschrecken und Vampire, die anonyme Gesellschaften überfallen und am Ende nur leere zurücklassen.“

Das Wittener Institut für Familienunternehmen stützt viele der Thesen, die Viehöver in journalistischer und anekdotenhafter Weise in sein Buch einstreut. Familienunternehmen sind zunächst einmal anders, da eine Familie den bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung der Geschäfte nimmt. Sie sind erfolgreicher, weil für eine Familie im Zweifelsfall gilt: „Das Unternehmen geht vor.“ So gilt bei den Merckles, die von A wie Arznei bis Z wie Zement so ziemlich alles herstellen, der Spruch: „Unsere Firma ist unsere Familie.“ Familienunternehmen sind nach Erkenntnissen der Forscher langlebiger, unternehmerischer, familiärer, potentiell intelligenter, aber auch beratungsresistenter. Zudem sind sie dadurch besonders gefährdet, daß Familienstreitigkeiten, Vertrauensverlust, enttäuschte Bindungen oder Gefühle verratener Loyalität dramatisch auf das Unternehmen durchschlagen können. Manche Familienunternehmen unterschätzen auch die Risiken, denen sie täglich ausgesetzt sind, meint der Vorstandschef der Gothaer Versicherung, Werner Görg.

Wer sich als Familienunternehmer selbst überschätzt und vor Risiken die Augen verschließt, der erleidet nicht nur persönlich Schiffbruch. Er setzt auch das Werk von Generationen in den Sand. *Ansgar Lange*

***Ulrich Viehöver: „Die Einflußreichen. Henkel, Otto und Co. – Wer in Deutschland Geld und Macht hat“**, Campus Verlag, Frankfurt 2006, 324 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 5580*

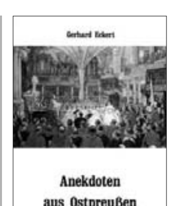

Bärbel Beutner
Von bleibenden Dingen
Geb., 235 Seiten
Best.-Nr.: 2085, € 19,80



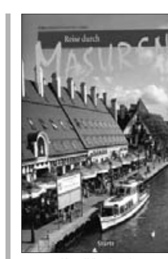
Peter Johannsen
Hitlerjunge Ahnungslos
Geb., 304 Seiten
Best.-Nr.: 5567, € 16,90

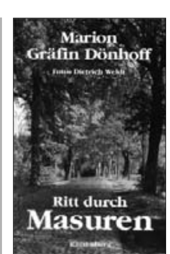

Siegfried Hennig
Krieg frisst Heimat auf
Kart., 415 Seiten
Best.-Nr.: 3372, € 19,00


Marie Theresa Krefting
Irgendwo liegt Sonntagsruh
Kart., 182 Seiten
Best.-Nr.: 3179, € 14,80


Gerhardt Eckert
Anekdoten aus Ostpreußen
Kart., 78 Seiten
Best.-Nr.: 5247, € 5,95


Agnes Miegel
Alt- Königsberger Geschichten
Geb., 240 Seiten
Best.-Nr.: 4953, € 12,95


Korall/Luthardt
Reise durch Masuren
Geb., 124 Seiten
Best.-Nr.: 5266, € 16,95


Marion Gräfin Dönhoff
Ritt durch Masuren
Geb., 77 Seiten
Best.-Nr.: 1807, € 19,95



Dieter Boenke
Verlorene Heimat - gefangene Träume
Kart., 272 Seiten
Best.-Nr.: 1296,
statt € 12,40 nur € 5,99


Fritz Czymmek
Schicksalsstunden, die man nie vergisst
Kart., 143 Seiten
Best.-Nr.: 2649, € 8,00


Heinz Voigt
Der letzte Sommer von Mauritten
Kart., 379 Seiten
Best.-Nr.: 3641, € 14,80


Günther Daum
Unser Herrgott durch Ostpreußen geht - Gedichte
Geb., 99 Seiten
Best.-Nr.:2439, € 10,00


Grete Fischer
Letzter Sommer in Ostpreußen
Kart., 72 Seiten
Best.-Nr.: 5512, € 4,95


Jürgen Manthey
Königsberg
Ein epochales Buch, das Königsberg in unsere Gegenwart zurückholt.
Geb., 735 Seiten
Best.-Nr.: 4603, € 29,90

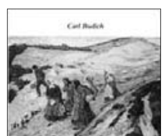

Dieter Grau
Tanz in Masuren
Kart., 76 Seiten
Best.-Nr.: 5174, € 5,95


Fr. Lindner
Die Kurische Nehrung
Die preussische Wüste einst und jetzt, Geb., 72 Seiten
Best.-Nr.: 4840, € 16,95

Buch der Woche

Albrecht Müller
Machtwahn
Wie eine mittelmäßige Führungselite uns zu Grunde richtet

Sie sind unteres Mittelmaß, und sie sind rücksichtslos zerstörerisch: unsere »Eliten«. Mit ihren Reformen zerschlagen sie gewachsene Strukturen, ohne zu wissen, wo es hingehen soll. Nacheinander werden der Sozialstaat, unsere Moral, unsere Werte, die Sicherheit der Menschen und die Demokratie zur Disposition gestellt. Rücksichtslos räumen die Eliten ab. Und sie arbeiten auf eigene Rechnung.
Früher waren wir wirtschaftlich und sozial stark, doch die Dummheit der vermeintlichen Führungskräfte und Meinungsmacher beraubt das Land seiner Kraft. Ein Netzwerk mittelmäßiger Eliten droht uns zu Grunde zu richten. Es sind dieselben, die uns seit Jahr und Tag einreden, dieses Land sei am Ende, damit sie ihr Ideal einer Wirtschaft ohne Regeln besser durchpeitschen können – dabei haben sie die Zustände selbst verursacht, die sie so lauthals beklagen. Es sind die Führungskräfte aus Politik und Publizistik, aus Wissenschaft und Wirtschaft. Der Autor benennt die Verantwortlichen, zeigt ihre Motive auf, belegt die Strategie, der sie folgen, und weist nach, wie sie ein Meinungskartell bilden, in dem einer den anderen stützt.
Geb., 368 Seiten
Best.-Nr.:5577, € 19,90

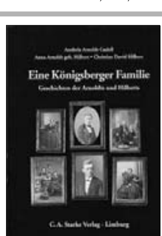

Carl Budich
Witze aus Ostpreußen
Brosch., 58 Seiten
Best.-Nr.: 5542, € 4,95

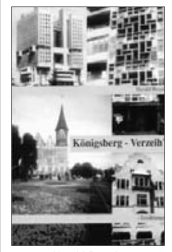

Annemarie in der Au
Ich heirate Großpapa
Kart., 94 Seiten
Best.-Nr.: 5514, € 5,95


Lisa Will
Ännchen von Tharau - das war ihr Schicksal
Kart., 50 Seiten
Best.-Nr.: 4572, € 6,00


C. Hinkelmann/ J. Barford/ H.M.F Syskowski
Natur und Jagd in der Malerei von Gerhard Löbenberg
Geb., 167 Seiten- Bildband
Best.-Nr.: 4168, € 29,95

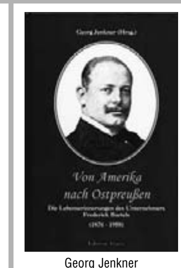

Liselotte Heins
Martha und die Nornen
Kart., 281 Seiten
Best.-Nr.: 2478, € 12,80


Anabella Arnoldt Cudell
Eine Königsberger Familie
Geschichten der Arnoldts und Hilperts.
Best.-Nr.: 3690, € 15,00


Harald Breede
Königsberg- Verzeih'!
Kart., 102 Seiten
Best.-Nr.: 5527, € 13,50


Ursula Klein
Geburtsort: Königsberg
Kart., 552 Seiten
Best.-Nr.: 3982, € 29,80


Erhard Schulz
Kindheit in Nord-Ostpreußen
Kart., 204 Seiten
Best.-Nr.: 2606, € 14,90


Georg Jenkner
Von Amerika nach Ostpreußen
Geb., 152 Seiten
Best.-Nr.: 2431, € 14,80



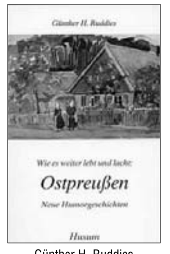
Wolfskinder
Dokumentarfilm-Klassiker von Eberhard Fechner, der von einer ostpreußischen Flüchtlingsfamilie erzählt mit Bonusfilm „Flucht und Vertreibung“, Laufzeit: 177 Min.
Best.-Nr.: 5568, € 14,95



Die Geschichte der Deutschen
Das Hörbuch zeichnet ebenso pointiert wie kompetent die Entwicklung Deutschlands von seinen Ursprüngen bis in die Gegenwart nach
3 CDs, Laufzeit: 180 Minuten
Best.-Nr.: 5485, € 19,95



Der fröhliche Ostpreuße
Lustige Geschichten und Lieder in ostpreußischem Dialekt
Laufzeit. 46 Min.
Best.-Nr.: 1057,
statt € 12,95 nur € 9,95


Günther H. Ruddies
Wie es weiter lebt und lacht: Ostpreußen
Kart., 104 Seiten
Best.-Nr.: 4505, € 5,95


Elvira Syroka
Orangen für Königsberg
Kart., 212 Seiten
Best.-Nr.: 5020, € 14,80


Wilhelm Matull
Liebes altes Königsberg
Geb., 246 Seiten
Best.-Nr.: 3738, € 12,95


Jürgen Roth
Deutschland-Clan
Deutschland im Griff einer korrupten Elite.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5505, € 19,90


Matthias Matussek
Wir Deutschen
Warum uns die anderen gern haben können. Geb., 352 Seiten
Best.-Nr.: 5569, € 18,90

Hörbücher vom Bestseller-Autor Gerd Schultze-Rhonhof



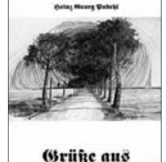
Der Zweite Dreißigjährige Krieg
Welche Ziele aber können es wert sein, die europäischen Nationen in zwei blutigen Kriegen gegeneinander aufmarschieren zu lassen? Dieses Hörbuch klärt auf...
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5337, € 14,95



Der Krieg der viele Väter hatte
Das vorliegende Hörbuch zeichnet die dramatischen Entwicklungen der letzten Tage vor Kriegsbeginn minutiös nach: hier erfahren Sie, was den „ersten Schüssen“ des 1. Sept. 1939 vorausgegangen ist.
2 CDs, Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5180, € 14,95



Ruth Geede
Märchen aus dem Bersteinland
Die bekannte Schriftstellerin zeigt sich hier als Chronistin und Sprecherin des Landes am Bernsteinmeer, das besonders lebendig wird in den heiteren Tiermärchen.
Erzählweise, Laufzeit: 65 Min
Best.-Nr.:1381, € 14,90


Heinz Georg Podehl
Grüße aus Ostpreußen
Kart., 78 Seiten
Best.-Nr.: 5513, € 4,95


Waldemar Legarth
Von Memel nach Jüngesheim
Brosch., 179 Seiten
Best.-Nr.: 3574, € 13,80


PMD Preußischer Mediendienst
Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis
		PMD - Gesamtkatalog	gratis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Weitere aktuelle Angebote finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

MELDUNGEN

Bosnien-Serbe will Unabhängigkeit

Belgrad – Der Ministerpräsident der „Serbischen Republik“ in Bosnien-Herzegowina, Milorad Dodik, hat beim Besuch in Serbien eine mögliche Volksabstimmung über die Unabhängigkeit seiner Heimat ins Spiel gebracht. Die „Repubklika Srpska“ umfaßt rund die Hälfte Bosnien-Herzegowinas. Mehr als 90 Prozent seiner Landsleute würden eine Unabhängigkeit befürworten, so Dodik.

Burschenschafter verklagt Beck

Berlin – Der sozialdemokratische Burschenschafter Sascha Jung will sich gegen seinen Parteiausschluß (*PAZ* Nr. 23) wehren und hat gegen SPD-Chef Kurt Beck und den Parteivorstand Klage vor dem Landgericht Berlin erhoben. Die SPD hatte Jungs Weigerung, aus der patriotischen Burschenschaft Danubia auszutreten, kurzerhand als konkludenten „Austritt“ aus der Partei gewertet und so das komplexe Ausschlußverfahren umgangen. Jung will Burschenschafter und SPD-Mitglied bleiben. „Mit Diskursverweigerung, Ausgrenzung und populistischen Aktionen gegen Minderheiten“, so Jung, „können wir Sozialdemokraten unser Land nicht vorwärtsbringen.“ *BK*

ZUR PERSON

Vordenker aus Ostpreußen



Er ist nun auch öffentlich zum Vordenker gewählt: der 1941 im ostpreußischen Deuthen geborene Soziologieprofessor **Dr. Dr. h.c. Wolf Lepenies**. Anfang dieser Woche gab der Börsenverein des Deutschen Buchhandels bekannt, dem langjährigen Rektor des Berliner Wissenschaftskollegs (1986–2001) den mit 25 000 Euro dotierten Friedenspreis des Deutschen Buchhandels zu verleihen. Der Friedenspreis, der im Oktober im Rahmen eines Festaktes zur Buchmesse in der Frankfurter Paulskirche überreicht werden soll, geht an Lepenies, da er durch sein Wirken das Berliner Wissenschaftskolleg „zu dem vielleicht aufregendsten und freiesten Ort Europas“ gemacht habe, und somit „zu einer Begegnungsstätte von westlicher Rationalität und östlicher Weisheit, zu einer Heimstätte von Musik und Literatur“. Lepenies, der schon seit Jahrzehnten eine „Re-Spiritualisierung“ und eine erneute „Wertevergewisserung“ fordert, scheint offenbar, den Nerv der Zeit getroffen zu haben. Der international anerkannte Professor, der schon in Princeton und an der Pariser Sorbonne gelehrt hat, ist auch für seine wegweisenden Artikel in deutschen Tageszeitungen wie der „Süddeutschen Zeitung“ und der „Welt“ einem nicht-universitären Publikum bekannt. Vor allem in den letzten Jahren haben sich Medien, aber auch Universitäten darum gerissen, den Ostpreußen als Autor beziehungsweise Gastdozent gewinnen zu können. Der Friedenspreis des deutschen Buchhandels ist keineswegs Lepenies erste Auszeichnung. *Bel*



»Geben Sie's auf – das haben Sie schon in Klasse fünf nicht geschafft!« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Traumata

Claudia Roth wünscht sich tragbare Hakenkreuze und Javier Solana wünscht Franz Josef Jung alles Gute / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Wo wären wir ohne Claudia Roth? In all dem Fußballtaumel geraten die wirklich wichtigen Fragen völlig aus dem Blick, weshalb die hellen Geister, die uns an sie erinnern, so ungemein wertvoll sind.

Die Grünen-Vorsitzende steht demnächst vor Gericht wegen des Zeigens verfassungsfeindlicher Symbole. Nein, nicht wegen eines roten Sterns! Stalin wußte gar nicht, was „Verfassung“ bedeutet, weshalb sein Stern auch nicht verfassungsfeindlich ist. Jetzt kommt's: Claudia Roth steht wegen Herumlaufens mit einem Hakenkreuz vor dem Kadi, wohin sie sich per Selbstanzeige eigenhändig geschleppt hat.

Zu viel gesoffen? Bei Ströbele gewesen, verbotenes Kraut geraucht („Gebt das Hanf frei!“) und danach ein klein wenig balla balla? Würde die doch nie machen. Oder haben wir endlich die „wahre Roth“ gesehen, die nur mal vorübergehend Grüne wurde aus Rache an ihrem Nazi-Freund, der sie verstoßen hatte, weil sie ihm zu moppelig geworden war? Ach was – nichts von dem Unsinn, Frau Roth hat ein rot durchgestrichenes Hakenkreuz getragen und will nun wissen, ob das auch verboten sei oder als Zeichen antinazistischer Gesinnung durchgehe. Sie findet es „wichtig, daß Ermittlungen gegen mich aufgenommen werden können“. Das hat etwas vom heroischen Gestus kühner Forscher vergangener Tage, die ihre brandgefährlichen Entwicklungen zuerst an sich selbst ausprobiert und damit sich und ihrer Laufbahn nicht selten ein jähes Ende gesetzt hatten.

Die Richter hatten in einem gleichartigen Fall bloß das verfemte Kreuz gesehen und für egal erklärt, ob da ein Strich hindurchgehe oder nicht. Es sei wurst, in welcher Absicht oder Verzierung man die Swastika zur Schau stelle, verboten sei verboten, basta.

Irgendwie kann man die Juristen verstehen: Nehmen wir an, da klebt jemand einen roten Streifen über das Kreuz zum Zeichen dafür, daß auch er im Widerstand gegen Hitler steht. Damit geht der erkärte Feind von Nazismus und heilen Schaufensterscheiben auf Demo und es fängt an zu regnen. So sehr, daß der widerstandskämpferische Streifen langsam vom Kreuz rutscht. Ab wann ist aus dem Antifaschisten ein Faschist geworden? Muß der Streifen nur ein wenig verschoben sein oder halb weg oder dürfen ihn seine Mitmarschierer erst krankenhausreif schlagen, wenn das Klebeband im Hosenbund verschwunden ist? Und wie breit muß der Strich sein? Roth hat recht, ein Gesetz müßte her, das das genau klärt, sonst treibt noch einer Schabernack mit unserer Korrektheit: „Ab neun Millimeter: Auszeichnung für Zivilcourage. Bei weniger als neun: Drei Jahre ohne Bewährung.“ Die Einzelheiten bringt Claudia Roth als Gesetzesvorlage in den Bundestag ein. Dann hätten die Journalisten fürs Sommerloch nach der WM wenigstens was zu schreiben.

> Die Hitze, die vielen Fahnen und die politische Einsamkeit zerren am Gemüt der Grünen-Chefin

Wie immer werden die Spötter der Roth feixen und ihre Selbstanzeige als Folge von zuviel Sonneneinstrahlung veräppeln. Na ja, es war ja auch ganz schön heiß Anfang der Woche und die Grünen-Chefin ist ja eher so ein heller Typ.

Zudem hat sie uns vor Deutschland immer gewarnt und muß nun seit einer Woche durch die schwarz-rot-goldene Vorhölle waten. Da entstehen leicht Traumata, die dermaßen am seelischen Gleichgewicht rütteln, daß man schon mal komisch wird. Dann kommt es manchmal zu Ersatz- oder Überbrückungshandlungen, wie die Psychologen das nennen. Da sie mit dem eigentlichen Problem völlig überfordert sind, beginnen die Patienten plötzlich ziellos herumzuwirbeln und wirres Zeug zu rufen. Weil sie das allerdings immer tut, bemerkten wir die akute Seelenkrise bei der armen Roth zunächst gar nicht.

Was alles noch viel schrecklicher macht ist, daß sie sich entsetzlich allein fühlen muß. Alle salbadern sie von Patriotismus und wie herrlich alles gelungen sei. Die redlichen Bemühungen, Deutschland als „No-go-area“ zu inszenieren bis hin zur „Ausländer raus!“-Kampagne des Berliner „Afrikarats“ sind am Tage der WM-Eröffnung zusammengefallen wie eine faule Morchel. Was waren das früher noch für Zeiten, als es mahnende Zurechtweisungen auf die Deutschen hagelte wie: „Der nationale Virus hat Europa angesteckt, erst den Osten und jetzt den Westen. Ich warne davor, das Nationalgefühl zu einer politischen Klammer zu machen.“ Das haben nicht einmal Roth oder Ströbele sagen müssen. Der Satz stammt von – na? – genau: von Friedbert Pflüger, dem derzeitigen Spitzenkandidaten der Berliner CDU, der ihn der „Berliner Zeitung“ am 20. August 1994 in den Block diktiert hat. Damals wußte er noch, warum er 1989 so tapfer gegen die deutsche Einheit gekämpft hatte. Dieser Tage will er die Stadt, die nach seinen Plänen für Deutschland doch niemals Hauptstadt werden dürfen, als Bürgermeister regieren und hat womöglich auch so eine kleine Fahne am Auto kleben.

Claudia Roth dürfte spüren, was die Stunde geschlagen hat: Wenn erst die Opportunisten zum Feind überlaufen, wird es ernst. Die Fahne im Wind, merken die meist als erste, daß sich was dreht. Unter diesem psychischen Druck fing sie an, antifaschistische Hakenkreuze zu ersinnen. Roth hätte sich auch entkleiden und „Nie wieder Deutschland!“ kreischend über den Pariser Platz flitzen können. Also seien wir nachsichtig.

Sie wäre nicht einmal der einzige, der diesen Frühsommer hysterisch geworden ist. EU-Außenpolitiker Javier Solana und Verteidigungsminister Franz Josef Jung sollen sich heftig angekeift haben am Telefon, als der Deutsche dem Spanier vorhielt, die EU-Kongo-Expedition schlampig, ja eigentlich gar nicht vorbereitet zu haben. Jung wird sich aber vor allem über seine eigene Regierung und sich selbst geärgert haben, was ja stets am häßlichsten piekst. Berlin hatte sich vor aller Welt so aufreizend in seiner „internationalen Verantwortung“ gesuhlt, daß die lieben Partner in der EU die Gelegenheit beim blonden Schopfe packten und den verantwortungsgeilen Deutschen die Führungsrolle bei der unpopulären Dschungeltour ans Bein banden. Über Nacht streckte Solana alle viere von sich und ließ die Sache schluren – sollen die Deutschen doch … Nun liegt der Schwarze Peter auf der Fußmatte der Bundeswehrplaner in Potsdam, die schon ohne den Kongo bis zum Hals im afghanischen, balkanischen und sonst welchem Verantwortungsdreck stecken, in den sie der Bundestag hineingeschwafelt hat. Ei, was werden die Generäle ihrem Verteidigungsminister Schönes erzählt haben, als er sich bei ihnen über den Stand der Dinge erkundigen wollte! Wird wohl so in die Richtung „Oberkante-Unterlippe“ gegangen sein mit einem gewissen Unterton von: „Was hast du Hans Wurst dir eigentlich dabei gedacht?“

Das macht natürlich schlechte Laune, noch dazu, wenn der vertrauensvolle Partner das Europäische-Solidaritäts-Gesülze ganz ungerührt für einen Moment beiseite schiebt und einem mediterran-gelassen zunuschelt: Dein Problem!

Dabei haben Bundesregierung und Verteidigungsminister ja recht, wenn sie sagen, daß wir uns einfach engagieren *müssen*, weil sonst die Bürgerkriegskonflikte dieser Welt unweigerlich auch auf unser Land übergriffen. Zumindest bürgerkriegstypische Lösungsstategien für Meinungsverschiedenheiten haben bereits Einzug gehalten. An der Berliner Leistikow-Hauptschule hat sich ein Vater im Büro des Sozialarbeiters mit einigen Schülern eifrig geprügelt. Wieder mal was Neues. Schlägereien unter Schülern und Kampfhandlungen gegen Lehrer sind ja längst allgemeiner Usus in Deutschland. Nun also mischen auch die Eltern mit.

Der Gedanke an Bundeswehreinsätze im Innern bekommt zunehmend Charme. Alles was die Jungs am Kongo zu sehen kriegen – Stammesfehden, ein unverständliches Sprachengewirr und grassierender Analphabetismus – ist in der Heimat massiv auf dem Vormarsch. Und die Polizei hat keine Zeit zum Vorbeischauen, die ist beim Vermessen von Claudia Roths Hakenkreuzen.

ZITATE

*Der Theologe, SPD-Politiker und ehemalige DDR-Bürgerrechtler **Richard Schröder kritisierte** in der „taz“ vom 8. Juni den **deutschen Gedenkkult**:*

„… ich habe den Eindruck, wenn es um Geschichte geht, fällt uns außer Opfergedenken nicht viel ein. Wie wäre es mal mit einem Denkmal für die deutsche Einheit? Auf was Fröhliches kommt in Deutschland niemand. Offenbar sind uns angenehme Tatsachen unangenehm. Die Einheit paßt halt nicht in unser schwarz gestimmtes Erinnerungsbild. Scheinbar gilt: Der edle Deutsche zeigt sich darin, daß er vor allem ein Opfergedenker ist.“

*Den Kommentator Martin Kettle vom Londoner „Guardian“ erfaßte am 3. Juni schon vorsorglich das **schlechte Gewissen**, wenn er an das **Verhalten der englischen Presse** während der Fußball-WM dachte:*

„Für mich ist das Problem dieser Weltmeisterschaft die Tatsache, daß sie in Deutschland stattfindet. Als Konsequenz sehen wir uns – trotz aller noblen Anstrengungen, das zu verhindern – einem ganzen Monat gegenüber, in dem wir auf den unvermeidlichen Moment warten, an dem uns die Pressetribüne voller Stolz das Übermaß eines kriegsbesessenen, Nazi-fixierten, antideutschen Exzesses auf den britischen Wohnzimmerteppich kotzen wird.“

Die „Frankfurter Allgemeine“ vom 12. Juni freut sich über den neuen, selbstbewußten Umgang der Deutschen mit ihrer Flagge:

„Heute führt das so zur Schau gestellte nationale Selbst-Bewußtsein nicht einmal mehr in bedenkenträgerischen Feuilletons zu Debatten über die Gefahren der Deutschtümelei … Für heutige Fußballfans – auch für solche, die dies nur alle vier Jahre vier Wochen lang sind – ist der schwarz-rot-goldene Bezugspunkt 1989, nicht 1945.“

*Der Chefredakteur der „Welt“, **Roger Köppel**, sieht in seinem Leitartikel vom 10. Juni die **Linke auf dem Abstellgleis** der Geschichte angekommen, wohin sie sich selbst geschoben habe:*

„Die Linke hat nichts mehr mit Emanzipation, aber sehr viel mit Erstarrung, mit Ressentiment, mit Reaktion zu tun. Sie ist zu dem geworden, was sie niemals werden wollte, aber ihren Gegnern immer vorwarf: zu einem Entfaltungshindernis freier Gesellschaften, zum ancien régime.“

Kopfgeld

Die Menschen lieben den Verrat
und hassen den Verräter –
wie's scheint, von Cäsar ein Zitat,
bloß abgewandelt später.

Daß Judaslohn es leichter macht,
wen immer zu verraten,
dran hat sogar der Schorsch gedacht,
der Pate aller Paten.

Jetzt ist der Abu Dingsda hin,
doch geht der Terror weiter –
war absehbar von Anbeginn,
nur Schorsch wird nie gescheiter.

Und wetten, viele fragen sich
in jenen Regionen:
Wie lange lebt man eigentlich
mit Kopfgeld-Millionen?

Pannonicus